







# Religionsgeschichtliche Volksbücher

herausgegeben von

Friedrich Michael Schiele

III. Reihe 17./18. Heft

## Die volkstümlichen Feste des Jahres.

Von Professor Martin P. Nilsson-Lund (Schweden).

1. bis 5. Tausend.

Tübingen 1914

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

# Religionsgeschichtliche Volksbücher.

Bis einschließlich 1913 erschienen 91 Nummern im Preise von je 50 Pf., Doppelhefte M. 1.–. Einfache Hefte gebunden 80 Pf., Doppelhefte gebunden M. 1.30. (Bousset, Jesus [Doppelheft] kostet ausnahmsweise 75 Pf., gebunden M. 1.–.) Im Abonnement billiger.

Neu eintretende Abonnenten erhalten alle bis Ende 1913 erschienenen 91 Nummern (79 Hefte) geheftet für M. 36.40, kartoniert für M. 53.80, gebunden für M. 57.20.

Von 1913 ab erscheinen die Volksbücher zwanglos. Preis eines ... oniert M. – ... 1.10. Einzelp...

Die ... n zu- samme... **Alten Testa... des Neuen ... ssen.) Allgem... ung.** (Bis je... jetzt erschien... **Philo- sophie** ... 5.60.

---

Für ... olks- bücher“ ... nden lassen ... Titel- bogen ... and- decken ... Titel- bogen ... g.

---

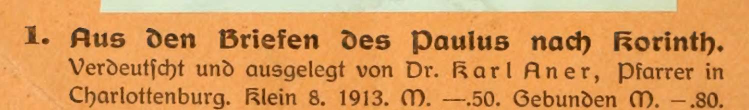


Ve...

---

(V...





1. **Aus den Briefen des Paulus nach Korinth.** Verdeutscht und ausgelegt von Dr. Karl Aner, Pfarrer in Charlottenburg. Klein 8. 1913. M. —.50. Gebunden M. –.80.

2. **Aus dem Briefe des Paulus nach Rom.** Verdeutscht und ausgelegt von Lic. Hans Böhlig, Pfarrer in Berlin. Klein 8. **1914.** M. –.50. Gebunden M. —.80.

*(Fortsetzung siehe 3. Umschl.-Seite).*

# Die volkstümlichen Feste des Jahres.

Von Professor Martin P. Nilsson
in Lund (Schweden).

1.–5. Tausend.




Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. III. Reihe, 17./18. Heft.
Begründet von
D. theol. Friedrich Michael Schiele.

Tübingen 1914. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

# Inhalt.







Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

# Vorbemerkung.

Für die Darstellung der volkstümlichen festlichen Bräuche eines Landes ist es unerläßliche Bedingung, daß der Darsteller sich in das Volkstum und die volkstümlichen Bräuche selbst hineingelebt hat. So habe ich in einem bald erscheinenden Buche (Årets folkliga fester, Stockholm, Hugo Geber) die mit den deutschen nahe verwandten Jahresfeste meines Vaterlandes zu schildern versucht, wollte aber zugleich — und zwar war das mein Ausgangspunkt — den Lesern das religionswissenschaftliche und entwicklungsgeschichtliche Verständnis der alten Bräuche erschließen. Für eine derartige Darstellung ist die spezifisch nationale Ausbildung der Sitten jedes Landes weniger wesentlich, denn sie muß sich notwendigerweise mehr auf allgemein wissenschaftlichem, internationalem Boden bewegen. Eine solche Darstellung scheint mir auch dem Ziel, das die religionswissenschaftlichen Volksbücher verfolgen, zu entsprechen. Ich habe daher geglaubt, auch deutschen Lesern einen kurzen Ueberblick über die Probleme vorlegen zu dürfen, die die religionswissenschaftliche Grundlage, die Entwicklungsgeschichte und die verschlungenen Verwandtschaftsverhältnisse der Festbräuche uns stellen. Wegen des beschränkten Umfanges eines Volksbuches mußte er notwendigerweise sehr knapp gehalten werden. Vieles, sogar Wichtiges, konnte keinen Platz finden. Aus dem bezeichneten Zweck des Büchleins folgt es, daß sein Titel nicht ganz zutreffend ist — er mußte mangels eines besseren gewählt werden —; denn die Anlage der Darstellung schließt grundsätzlich das Christliche aus, aber auch aus christlichen Vorstellungen sind volkstümliche, alljährlich wiederholte Bräuche erwachsen. Das Büchlein fordert als notwendige Ergänzung eine Darstellung des christlichen Kirchenjahres und seiner Geschichte, in welcher auch die volkstümlichen Elemente ausgiebig berücksichtigt werden müßten. Aber die Erforschung dieser Seite der geschichtlichen Entwicklung des Christentums ist von den protestantischen Forschern ungebührlich vernachlässigt worden; und zwar ist dies kaum besser geworden, seit der große Bahnbrecher auf diesem Gebiet, Hermann Usener, darüber klagte.

D. Vf.

---

## I. Der ländliche Festkreis.

1. **Der Maienzweig.** Aufgerichtete Bäume und Zweige, Blüten und Kränze sind bei jeder festlichen Gelegenheit der beliebteste und schönste Schmuck. Vom Lande ist der Laubschmuck in die Stadt eingezogen, auf dem Lande ist er in allen Zeiten und bei allen Völkern verbreitet. Aber ist der Maienzweig nur ein leerer Schmuck? Er tritt manchmal in auffälligen Formen auf, die aus dem Schmuckbedürfnis nicht erklärbar zu sein scheinen. Die Frage ist durch den größten deutschen Forscher auf dem Gebiet der volkstümlichen Religion, Wilhelm Mannhardt, längst beantwortet, dessen Ergebnisse zum Gemeingut der Wissenschaft geworden sind. Die Maie entstammt uraltester, ländlicher Religionsübung.

Es mag sein, daß das Wort Maie aus dem Namen des Monats Mai herstammt; denn die Bräuche, in welchen der Maienzweig die Hauptrolle spielt, kommen ganz besonders in diesem Monat vor. Das Wort Maienzweig oder Maibaum bedeutet jedenfalls nur den Baumschmuck, und so war es schon im späteren Mittelalter. Der lateinische Ausdruck quaerere majum bedeutete damals das Hinausziehen in den Wald, um die grünen Maienzweige und den geschmückten Maibaum einzuholen. An eine besondere Zeit ist die Maie auch nicht gebunden. Sie wird nicht nur im Frühling, sondern auch im Hochsommer und Herbst errichtet; bei jedem Fest tritt sie auf, und da im Winter die Bäume in den nördlichen Ländern ihren Laubschmuck verloren haben, treten die Nadelbäume an die Stelle, besonders die architektonisch aufgebaute natürliche Pyramide der Tanne.

Als der Präsident Fallières im Jahr 1906 sein Amt antrat, hatten die Einwohner seines Heimatsdorfes vor dem einfachen Hause, in dem er geboren war, zwei Maibäume errichtet: es waren dies abgeästete Bäume, auf denen nur im Wipfel ein

Laubbüschel übriggelassen war; das ist die alte Form des Maibaumes; außerdem waren die Bäume wie gewöhnlich mit Fahnen und Blumengewinden geschmückt. Es war dies nicht nur ein leerer Schmuck; denn in Frankreich wie in Deutschland und Schweden lebt noch der alte ländliche Brauch fort, bei jeder Familienfeierlichkeit Maibäume zu errichten. Der Brautmaie ist in Dalekarlien noch recht üblich. Bei oder kurz vor der Hochzeit wird eine große Birke, die zum Teil abgeästet ist, zum Haus der Braut gefahren und vor dem Eingang, manchmal unter besonderen Zeremonien aufgerichtet. Mitunter bleibt die Brautmaie stehen, bis die junge Frau ihr erstes Kind geboren hat. Merkwürdig ist, daß die Brautmaie in der englischen Kriegsmarine noch heute eine Stätte hat; wenn ein Offizier Hochzeit feiert, wird auf dem Schiff, zu dessen Besatzung er gehört, ein von Blumen und seidenen Bändern geflochtener Kranz gehißt; dies ist die letzte abgeblaßte Form der Maie. So ist von dem Richtmai in Schweden nur noch ein aus grünem Laub und Blumen geflochtener Kranz übriggeblieben, der, wenn der Dachstuhl eines neuen Hauses fertig ist, an einer Stange freischwebend aufgehängt wird, die am Dachfirst festgenagelt ist. Die deutschen Sitten sind viel ursprünglicher. Hier ist der Richtmai sehr oft ein wirklicher Maibaum, der mit Blumenkränzen und bunten Bändern geschmückt am Dachfirst befestigt wird. Zu der Feierlichkeit gehört mitunter auch eine sogenannte Baupredigt; dabei kommt es vor, daß der Meister, der die Rede hält, sich in seinen Schlußworten an den Baum wendet und ihn beschwört, alle Blitze und Stürme ferne, das Haus aber bis auf Kind und Kindeskind grünend und blühend zu erhalten.

Selten wird der innerste Sinn eines Volksbrauches mit so klaren und deutlichen Worten wie hier ausgesprochen. Der Richtmai ist der Schutzbaum des neuen Hauses, wie der Brautmai der Schutzbaum der jungen Ehe ist. Einen nahen Verwandten finden wir in dem Schutzbaum, der noch in schwedischen Dörfern und Bauernhöfen zu sehen ist, wo er mitten auf dem Hofe oder dem Markte steht, und in Deutschland als Dorflinde oder Dorfesche sehr verbreitet ist, obgleich man meist vergessen hat, daß sich eine besondere Bedeutung daran knüpft. Der Schutzbaum ist kein Rest irgend eines heiligen Haines, sondern an und für sich ein Gegenstand der Verehrung. In einer Gegend Schwedens pflegte man an Donnerstagsabenden und den Vorabenden der

Feiertage dem Baum zu opfern; Frauen umfaßten den Stamm, um leicht zu gebären. Manchmal glaubte man, daß unter den Wurzeln des Baumes Kobolde wohnten, die das Haus beschützten; ursprünglicher ist, daß die schützende und segnende Kraft dem Baum selbst innewohnt, und diese Vorstellung hat sich nach anderer Richtung in dem Glauben an den Lebensbaum ausgeprägt; der Lebensbaum ist mit dem Geschick eines Menschen oder auch eines Geschlechtes, das dem Hofe entstammt, wo der Baum wächst, eng verbunden. Siecht der Baum dahin, so ist dies ein Zeichen, daß auch die Stunde des Menschen geschlagen hat.

In dem Glauben an die schützende und segenbringende Kraft des Schutzbaumes und des Maienzweiges finden sich die letzten Schößlinge eines uralten Baumkultus wieder, der über die ganze Erde verbreitet ist, aber vielleicht am kräftigsten bei den indogermanischen Völkern hervortritt, den älteren wie den neueren. Jene Kraft, die den Saft im Stamm des Baumes aufsteigen, Knospen, Blätter und Blüten hervorsprießen und Früchte sich bilden und reifen läßt, suchte man den Menschen zum Segen zu wenden. Auch haben in der Urzeit die Früchte der Bäume als Nahrungsmittel eine weit größere Rolle gespielt als später; dadurch erklären sich z. T. die barbarischen Strafen, die früher über Baumfrevler verhängt wurden. Eine wirkende übernatürliche Kraft ist nie an bestimmte Grenzen gebunden; wenn sie einmal da ist, so wird sie für alles in Anspruch genommen, wessen der Mensch bedarf. Deswegen greift der Baumkult um sich; er gewährt Haus und Familie, dem Menschenleben und der Gesellschaft Schutz und Segen. Jene den Bäumen und Zweigen innewohnende Kraft ist aber in erster Reihe eine Wachstumskraft; darum bedarf ihrer vor allen anderen, wer seine Nahrung aus den Aeckern und ihren Saaten zieht.

Der Ackerbau bezeichnet den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit und ihrer religiösen Entwicklung. Der Ackerbau bindet die Menschen an feste Wohnorte und die Verehrung der Mächte und der Götter an feste Zeiten, welche jedes Jahr wieder zurückkehren: an die Aussaat, an die kritische Zeit, wenn die Aehren hervorsprießen, und an die Ernte; er lehrt die Menschen genauer auf den Wechsel der Jahreszeiten zu achten. Der Baumkult wird die Religion des primitiven Ackerbauers, da dieser in der Wachstumskraft, die Bäumen und Zweigen innewohnt, dieselbe Kraft wiederfindet, die seine

Saaten keimen und reifen läßt. Das ist der Grund, weshalb der Maienzweig wieder und wieder in den ländlichen Bräuchen vorkommt und weshalb seine segenspendende Kraft sich nicht nur auf Flur und Saat, sondern auch auf Haus und Familie, Vieh und Stall erstreckt. Wenn man aber den jetzigen Bräuchen nachgeht, darf man nicht vergessen, daß Bräuche überhaupt in feste Formen erstarren und immer wiederholt werden, ohne daß man viel an den ursprünglichen Sinn denkt, der oft sogar gänzlich verloren geht, und daß Festbräuche oft von einem Fest auf ein anderes übertragen werden.

Eine weit verbreitete Volkssitte von prinzipieller Bedeutung muß vorweggenommen werden. Zu verschiedenen Zeiten des Jahres — zu Fastnacht, am Palmsonntag, zu Ostern, am 1. Mai, zu Pfingsten, Weihnachten usw. — pflegen die jungen Leute einander mit Ruten, gewöhnlich von grünen Zweigen, zu schlagen, und zwar sind die jungen Mädchen und Frauen ganz besonders den oft recht empfindlichen Schlägen ausgesetzt. Das ist jetzt ganz zu einem höchstens im christlichen Sinn umgedeuteten Spiel geworden, indem man die Schläge am Karfreitag verteilt und sagt, sie sollten an die Pein des Heilands erinnern. Die Namen der Sitte sind sehr mannigfaltig, Pfeffern, Fitzeln, Smackostern; dieses ist die volksetymologische Umbildung eines slavischen Wortes. Die Sitte hat aber einmal eine ganz andere Bedeutung gehabt, die ihr in der wissenschaftlichen Literatur den Namen Schlag mit der Lebensrute gegeben hat. Die Rute wird gewöhnlich besonders ausgeschmückt; mehrere dünne Zweige werden zusammengebunden und mit bunten Papierstreifen ausgestattet. Ganz besonderen Wert legt man aber darauf, Zweige mit grünen Blättern zu verwenden; wenn die Bäume keine Blätter haben, wie im frühen Lenz oder zu Weihnachten, werden längere Zeit vorher Zweige in einem Topf auf den Ofen gestellt, damit sie Blätter treiben und zur rechten Zeit grünen. Im urwüchsigen Volksbrauch wird fast immer mit dem Schlag ein Wunsch der Gesundheit verbunden. Wie man in Rotrußland sagt, wenn die Kirchgänger die zu Hause Gebliebenen mit den Palmsonntagszweigen schlagen: Krankheit in den Wald, Gesundheit in die Gebeine, so heißt es in Deutschland (Orlagau), wenn die Leute einander an den Weihnachtsfeiertagen schlagen: frisches Grün, langes Leben! Vielleicht gehört auch die Rute, die St. Nikolaus und Knecht Ruprecht tragen, in diese Reihe.

In der Nähe von Prag ziehen die jungen Leute mit Musik und grünen Zweigen in den Händen umher, schlagen einander und sagen: da hast du das Glück!

Auch Tiere und Bäume werden geschlagen, die Bäume besonders in den Weihnachtstagen, sie sollen dadurch viel Frucht tragen. Die Tiere werden oft unter gewissen Feierlichkeiten geschlagen, wenn sie zum erstenmal auf die Weide hinausgetrieben werden, damit sie gesund bleiben und viel Milch geben. Das kam schon in Indien zur Vedazeit vor, und ganz ähnliches fand sich im vorigen Jahrhundert in Schweden; nur war hier die Namengebung mit dem Schlagen verbunden. Die Albanesen schlagen am 1. März sowohl Menschen wie Vieh mit Kornelkirschzweigen; das soll der Gesundheit förderlich sein. Aehnliche Bräuche treten im klassischen Altertum und bei den Naturvölkern auf; bezeichnenderweise sind sie auch bei der Hochzeit üblich; das Angeführte mag aber genügen. Die Erklärung ist einfach und klar. Dem grünen Zweig wohnt segenspendende und schützende Kraft inne. Jede Kraft wird durch Berührung übertragen, die Berührung wird zum Schlag; so ist der Schlag mit der Lebensrute entstanden. Die Lebensrute ist nur der Maienzweig in besonderer Verwendung.

2. **Der Maienzweig und Maibaum bei Frühlings- und Erntefesten.** Ob unsere heidnischen Vorfahren ein bestimmtes Frühlingsfest gehabt haben, wissen wir nicht; jedenfalls müßte ein solches durch die Einführung des christlichen Kalenders schwankend geworden sein. Aber die natürliche Verbindung zwischen Aussaat und Beginn des Wachstums und dem Maienzweig konnte die neue Religion nicht lösen. Festbräuche neigen immer dazu, sich mit einem bestimmten Tag zu verbinden, darum sind so viele volkstümliche Bräuche mit den christlichen Festtagen verknüpft worden. Die Frühlingsgebräuche sind seltener auf das Osterfest verlegt worden, weil dieses wenigstens im Norden zu früh fällt, öfters dagegen auf Pfingsten oder den Himmelfahrtstag. Von allen diesen Tagen ist aber die Schwierigkeit nicht zu trennen, daß sie sich nach dem Mond richten und sich daher im Verhältnis zum natürlichen Jahr beträchtlich verschieben. Die Frühlingsfeste, die in einer bestimmten Beziehung zur Jahreszeit stehen, sind daher oft auf ein festes Kalenderdatum gelegt worden, den ersten Mai. Dieser Tag ist kein kirchlicher Feiertag; seine hervorragende Bedeu-

tung im Festkalender des Volkes verdankt er dem Umstand, daß er der erste Tag des Frühlingsmonats ist.

Die Feier fängt schon am Vorabend an. An vielen Orten pflegt man große Feuer auf irgend einem Hügel oder Berggipfel anzuzünden; die Leute versammeln sich und tanzen um die Feuer. Wir werden später auf diese Sitte zurückkommen, die in Schweden noch allgemein verbreitet ist. Die Nacht ist eine jener großen Festnächte, in denen das Volk zusammenkommt und sich der Festfreude hingibt. In Dänemark versammelte sich früher Jung und Alt um das Feuer; Jünglinge und Mädchen zogen in den Wald hinaus, um Maienzweige zu sammeln und den Maibaum zu schmücken. So ähnelt die Walpurgisnacht sehr der Johannisnacht, wie diese in anderen Gegenden gefeiert wird. Auch darin sind diese beiden Nächte einander ähnlich, daß die Hexenfahrten auf sie beide verlegt werden. In dieser Vorstellung steckt wohl ein letzter Rest des Heidentums, der nach christlichem Gesichtspunkt umgemodelt und bewertet worden ist. In den Nächten der Festtage waren nun einmal die heidnischen Götter und noch mehr die Gestalten und Geister des Volksglaubens in Bewegung. Die Züge dieser Wesen sind zu den Hexenfahrten umgebildet worden; nur in der Weihnachtszeit begegnen noch Gestalten eines älteren Glaubens. In Deutschland ist die Walpurgisnacht der große Hexensabbat. Auf alle Weisen sucht man sich gegen die Hexen zu schützen, man schließt Fenster und Türen fest zu, zeichnet ein Kreuz an die Stalltür, besprengt Haus, Stall, Scheune und alles Gerät mit Weihwasser, schafft Besen, Spaten und dergleichen beiseite; die Jungen versammeln sich, wenn es dunkel wird, lärmen, knallen mit Peitschen, rufen und blasen in Hörner, um die Hexen wegzujagen. Der Maienzweig, der vor der Stalltür aufgepflanzt wird, und das Feuer, das auf den Hügeln lodert, werden ebenfalls als Schutzmittel gegen die Hexen umgedeutet.

Der Hexenglaube ist eine unter christlichem Einfluß umgemodelte spätere Form des Volksglaubens, das Walpurgisfeuer gehört besonders dem Norden und einigen Gegenden Deutschlands an; aber im allgemeinen steht die Maie in der Mitte des Maifestes. Schon im südlichen Schweden und Dänemark fängt diese Art der Feier an. Die jungen Burschen ziehen am ersten Mai in aller Frühe im Dorf umher; vor jedem Haus singen sie ein Lied, in dem dem Bauern alles erdenkliche Gute

gewünscht wird, und wo sie als Lohn eine kleine Gabe von Eiern und dgl. erhalten, hinterlassen sie den segenbringenden Maienzweig in den Rand des Strohdaches eingesteckt. Erst in Dänemark wird auch ein wirklicher Maibaum errichtet, der in der Nacht ausgeschmückt wird. In Deutschland reichen die Zeugnisse bis in das Mittelalter hinauf. Im Jahre 1225 hat ein Priester in Aachen einen mit Kränzen geschmückten Maibaum umgehauen; der Vogt ließ aber einen noch höheren errichten. Alte französische Holzschnitte zeigen den auf dem Dorfanger errichteten Maibaum. Der Stamm ist unten abgeästet, nur im Wipfel sind die Aeste belassen; Stamm und Krone sind mit Kränzen, Kuchen und Weinflaschen behängt. In England wird der Maibaum ebenfalls im 13. Jahrhundert erwähnt: eine Schilderung des 16. Jahrhunderts erzählt, wie in der Nacht vor dem ersten Mai Jung und Alt in den Wald hinauszieht, um grüne Zweige zu holen. Der Hauptgegenstand des Festes ist der Maibaum, der unter großer Feierlichkeit aus dem Wald eingefahren wird; der Stamm ist bunt bemalt und von der Wurzel bis zum Wipfel mit grünem Laub, Blumen und Bändern geschmückt. Zwanzig bis vierzig Joch Ochsen mit blumenumwundenen Hörnern ziehen den Maibaum, zwei- bis dreihundert Menschen begleiten den Zug in das Dorf, wo er aufgepflanzt wird, während man nebenbei Lauben errichtete und um den Baum tanzte.

Das quaerere majum, d. h. daß man grüne Zweige aus dem Wald holt, wird in Frankreich schon im 14. Jahrhundert erwähnt und etwas später auch der besondere Zweck, die Zweige vor dem Haus oder dem Fenster eines jungen Mädchens aufzupflanzen, das der Bursche liebt oder ehren will. Diese Form des Maienstechens ist in Deutschland und allen romanischen Ländern verbreitet. Die Maie ist ein Liebeszeichen, kann auch eine Werbung bedeuten; oder die Burschen tun sich zusammen und pflanzen für alle Mädchen, die in gutem Ruf stehen, die Maien auf; die, die sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, wird dadurch bestraft, daß ihr dürres Reisig oder ein Strohmann vor das Haus gesetzt wird. Seltener wird die Maie vor den Häusern angesehener Männer aufgepflanzt, z. B. beim Bürgermeisterwechsel in Frankfurt am Main.

Das ist nun eine spezielle Verwendung der Maie; sonst zeigen die ländlichen Bräuche sie in der geläufigen Bedeutung, die sich auf alles bezieht, was zum Segen des Hofes gehört. Die

Maienzweige werden vor der Tür oder auf dem Dachfirst, auf dem Düngerhaufen und vor dem Stall, sogar vor jedem einzelnen Rind und Pferd aufgesteckt. Man glaubt z. B., daß die Kühe infolgedessen viel Milch geben werden. Der Wert des Maibaums zeigt sich auch darin, daß die Jugend benachbarter Dörfer ihn zu stehlen versucht; die Burschen müssen daher gut aufpassen, daß ihnen der Segen nicht entwendet wird. Gelingt es doch, so müssen sie den Baum teuer zurückkaufen.

Sehr oft will man den Maibaum so stattlich wie nur möglich machen. Dann genügt ein Baum nicht, sondern man fügt mehrere Stangen zusammen, die mit grünem Laub und Blumen geschmückt werden. So braucht man auch nicht jedes Jahr einen neuen Baum zu fällen; wir erhalten die künstlich hergerichtete Maistange, aber auch diese ist ein Ausläufer des Maienzweiges.

Beim Erntefest wurde im alten Griechenland ein mit Feigen und Oliven, allen Arten von Feldfrüchten und auch wohl Fläschchen mit Wein und Oel behängter Zweig, die Eiresione, umhergetragen und vor der Tür aufgepflanzt, wo sie blieb, bis sie im folgenden Jahr durch eine neue ersetzt wurde. Genau dasselbe kommt im heutigen Europa bei Beendigung der Ernte vor. Der Erntemai, Härkelmoi, bouquet de moisson ist vor allem in Frankreich und Westdeutschland heimisch, tritt aber in verschiedenen Formen auf. Eine kleine Tanne wird mit Bändern und Blumen geschmückt auf dem letzten Erntefuder nach Hause gefahren, worauf sie oft an die Scheune genagelt wird und dort verbleibt, bis sie bei der nächsten Ernte durch eine neue ersetzt wird; oft wird diese Maie mit allerhand guten Dingen, Eiern, Kuchen, Würsten, Schinken, Aepfeln, Birnen, Trauben, Weinflaschen behängt. Der Härkelmai ist oft ein ansehnlicher, unten abgeästeter Baum, der in das Stoppelfeld gesetzt und mit Aehren der letzten Garbe oder aus diesen geflochtenen Kränzen geschmückt wird. Auch dieser wird auf dem letzten Erntefuder heimgefahren, so auch der aus der letzten Garbe bestehende bouquet de moisson, dessen Aehren mit Zweigen und Blumen zu einem Strauß zusammengeflochten werden. Dem letzten Fuder werden oft möglichst viele Zugtiere vorgespannt; die Last ist schwer, sie stellt den ganzen Erntesegen des künftigen Jahres dar.

Der letzten Garbe kommt eine ganz besondere Bedeutung zu. Wenn das Getreide abgemäht wird, zieht sich die ihm inne-

wohnende Macht oder der ihm innewohnende Dämon immer weiter zurück, je mehr Aehren vor der Sense fallen; zuletzt kann man seiner in den letzten Aehren, die auf dem Feld übriggeblieben sind, habhaft werden. Es gilt ihn zu hüten, denn er ist dieselbe segnende Kraft, die die Ernte des künftigen Jahres hervorbringen soll. Diese Kraft, von der das ganze Wohl des Landmanns abhängt, geht in den Erntemai über. Dies lehrt die Sitte, die Aehren der letzten Garbe mit dem Erntemai zusammenzuflechten oder den Maibaum inmitten der letzten noch auf dem Felde stehenden Aehren aufzupflanzen. So wird es in Württemberg gemacht. Wenn nun der Erntemai an die Scheune genagelt ist, hat man sich jene Kraft für das folgende Jahr gesichert, die die neue Ernte hervorbringen soll.

Der aus Württemberg erwähnte Erntemai wird „Mockel" genannt, was so zu erklären ist, daß die Kraft des Getreidefeldes zu einem in menschliche oder tierische Gestalt gekleideten Dämon wird. Wenn die Aehren sich im Winde neigen, geht die Kornmutter oder „die Alte" durch das Feld. Im Felde wohnt der Kornbock oder die Habergaiß; der Dämon tritt aber auch als Kuh oder Katze auf. Wenn das Getreide vor der Sense fällt, stirbt der Dämon. Wenn die letzten Aehren geschnitten werden, dann wird, wie man sagt, der Ziege der Hals abgeschnitten oder der Hase getötet. Das wird auch dramatisch dargestellt. Beim Abschluß der Ernte wird ein Bock losgelassen, verfolgt und getötet, oder ein Hahn in der letzten Garbe festgebunden und ebenfalls getötet. In Siebenbürgen wird er abgehäutet; die Haut und die Federn werden aufbewahrt, zerrieben und im Frühling zusammen mit der Aussaat ausgestreut. Dieser Brauch ist demselben Gedanken entsprungen wie der schwedische sog. Säekuchen, der unten S. 50 f. besprochen werden soll, und zeigt in charakteristischer Weise das Bestreben, die Wachstumskraft für das kommende Jahr zu erhalten. Dies ist nämlich die Hauptsache, nicht das Töten des Wachstumsdämons.

Den Garben, die in die Scheune eingebracht werden, folgt auch der Getreidedämon, daher wohnt der Kornbock, in Schweden die Scheunenkatze in der Scheune. Wenn die letzte Garbe ausgedroschen wird, sagt man zuweilen, daß der Kornbock erschlagen werde; das ist eine leichtverständliche Parallele zur Tötung des Kornbocks beim Abmähen der letzten Aehren.

Besser als andere Volksbräuche und Vorstellungen zeigen

die bei der Ernte vorkommenden eine der wichtigsten Wandlungen in der primitiven Vorstellungswelt, soweit sie jene geheimnisvollen Kräfte umfaßt, denen Welt und Menschen untertan sind, nämlich den Uebergang vom Glauben an die unpersönliche Kraft zu dem an eine persönliche Gestalt. Die unpersönliche Wachstumskraft, die der wachsenden Saat und der Maie innewohnt, verkörpert sich in der letzten Garbe, in der man sie greifen kann, und tritt ferner in der Gestalt eines Tieres oder eines Menschen auf. In dieser Gestalt sieht der Volksglaube den Getreidedämon über das Feld wandeln oder in der Scheune wohnen, in diese Gestalt wird mitunter die letzte Garbe ausstaffiert. Jetzt ist das alles nur Spiel; einstmals hat der Getreidedämon viel höher, sogar zum Gott aufsteigen können. Bedeutende Forscher sehen in Demeter, der griechischen Göttin der Saaten, die Kornmutter, deren erstes Bild die letzte Garbe gewesen ist.

3. **Maibaum und Weihnachtsbaum.** Die ländlichen Festbräuche, insbesondere die Verwendung der Maien, fallen auf wechselnde Zeitpunkte, und z. T. hängt das von dem ungleichen Klima der verschiedenen Länder ab; es gibt aber auch kaum eine Zeit des Jahres, in der der Landmann nicht Grund hat, den Segen des Himmels auf seine Felder herabzurufen, wenn dies auch vor allem in der Saat- und Erntezeit geschehen muß. Wie angedeutet, knüpft der Maienzweig manchmal an einen der kirchlichen Feiertage im Frühling an. In Oldenburg wird z. B. der Maibaum zu Pfingsten errichtet; die Maisänger heißen vielerorts Pfingstknechte. In der Gegend von Zabern geht der Pfingstnickel um, vor dem ein großer Maibaum einhergetragen wird; die Teilnehmer an dem Zug tragen je einen kleineren Maizweig, einer hat einen großen Korb, worin die Gaben eingesammelt werden.

Besonders am Palmsonntag hat sich der Gebrauch in christlichem Gewande befestigt. An diesem Tage werden in der katholischen Kirche sog. Palmzweige geweiht, welche in feierlicher Prozession umhergetragen werden. Der Brauch hat einen Anhaltspunkt in dem Bericht der Evangelien von dem Einzuge Jesu in Jerusalem, als das Volk Teppiche vor seinen Füßen ausbreitete und Palmzweige auf seinen Weg streute, was schon im fünften Jahrhundert in der kirchlichen Feier in Jerusalem nachgebildet wurde. Der Bischof zog vom Oelberg nach der Kirche des heiligen Grabes, von dem ganzen, Palmzweige in den Händen

tragenden Volke begleitet. Kein anderer kirchlicher Brauch ist dem Volksbrauch so entgegengekommen. Die Zweige, die in der Palmsonntagsprozession umhergetragen werden, sind sehr selten Palmzweige; sie ähneln dagegen aufs Haar dem Maienzweig; sie sind oft mit Blumen und Bändern durchflochten, sogar mit Kuchen und Aepfeln behängt. In der Gegend von Basel war die sog. Palme eine kleine Tanne, deren unterer Teil geschält, deren obere Zweige zu einer Art Krone zusammengeflochten wurden und die mit grünem Laub, Bändern und Aepfeln geschmückt wurde. Diese Palmen wurden in der Kirche geweiht und danach im Garten in den Boden eingesteckt. Sonst nimmt man, was man zu so früher Jahreszeit Grünes finden kann, Stechpalme, Buchsbaum; im Norden heißen noch die Kätzchen der Weide „Palmen", denn sonst verharrt noch alles im Winterschlaf. Die kirchlich geweihten Palmen haben für das Volk die gleiche Bedeutung wie der Maienzweig; sie dienen als Schutzmittel gegen den Blitz, sie werden über die Tür oder an den Stall oder die Scheune genagelt; überhaupt wehren sie alle schädlichen Einflüsse ab.

Weit verbreitet ist die volkstümliche Feier zur Zeit der Sommersonnenwende, das Mittsommer- oder Johannisfest. Es fällt nämlich auf den kirchlichen Gedächtnistag Johannes' des Täufers; aber die kirchliche Feier hat keineswegs allein den Tag zu einem großen und verbreiteten Volksfest gemacht, das vom hohen Norden bis nach Marokko gefeiert wird; sondern man muß vielmehr annehmen, daß hier ein Rest eines vorchristlichen Sommerfestes fortlebt. In ganz Europa wird der Tag durch das Anzünden von Feuern gefeiert, was unten zur Sprache kommen soll; in Schweden dagegen, wo die hellen Nächte dem Feuer seinen Lichtglanz rauben, sind die Johannisfeuer selten. Der Tag und sein Vorabend sind dagegen das Fest des Maibaumes, der noch allgemein errichtet wird. Es ist eine hohe mit grünem Laub und Blumenkränzen geschmückte Stange, die auf einem ebenen Platz errichtet wird; das junge Volk schwingt sich in der hellen Johannisnacht um sie herum im Tanz. Vielleicht liegt es an dem Klima, daß das Maifest im Norden zur Mittsommerszeit gefeiert wird, denn am ersten Mai haben die Bäume noch keine Blätter, aber auch im Sommer, wenn die Saaten reifen, braucht der Landmann den Schutz und den Segen der Maien.

Die volkstümliche Bedeutung der Johannisnacht zeigt sich

auch darin, daß es überall eine zaubererfüllte Nacht ist, wie dies der Mittsommernachtstraum Shakespeares noch dem modernen Menschen zu Gemüt führt. In dieser Nacht sind die Wesen des Volksglaubens in Bewegung; kein Wunder, daß die Hexenfahrten auch auf diese verlegt worden sind. Die alten Hügel stehen auf goldenen Stützen, während die Wichte darunter ihr Mittsommerfest feiern. Alles besitzt in dieser Nacht höhere Kräfte. Da soll die Wünschelrute geschnitten und sollen heilkräftige Kräuter von allerlei Art eingesammelt werden, es heißt aber auch, daß man keinen grünen Halm pflücken darf, sonst wird man von Krankheit befallen. Der Tau der Mittsommernacht wird gesammelt, er wird in das Brot eingebacken und ist ein Heilmittel gegen Krankheiten. Andrerseits darf man in dieser Nacht nicht baden.

Die Johannisnacht ist eine der großen Orakelnächte, im Sommer fast die einzige. Die Mädchen pflücken sieben oder neun verschiedene Arten Kräuter und legen sie unter das Kopfkissen; dann zeigt sich ihnen ihr Zukünftiger im Traume; aber dabei muß vollständiges Schweigen beobachtet werden. Die jungen Leute pflanzen zwei Exemplare des Johannis- oder Donnerkrauts neben einander; wenn sie sich gegen einander neigen, ist die Heirat so gut wie sicher; wenden sie sich von einander ab, so kommt sie nicht zustande. In Leipzig wurde früher über jeder Tür ein mit bunten Papierstreifen geschmückter Kranz angebracht; jetzt hat das Blumenfest des Mittsommers dort eine besondere Wendung erhalten; es ist zum protestantischen Allerseelenfest geworden, an dem die Kirchhöfe mit Blumen überschüttet werden.

Wir haben gesehen, daß die Maie während der ganzen Zeit des Wachstums bei jedem volkstümlichen Fest vorkommen kann, denn immer bedarf man ihrer segenspendenden und schützenden Kraft. Wenn ein Volksbrauch erstarrt und sein ursprünglicher Sinn nicht mehr gegenwärtig ist, was eine Sache von Jahrhunderten ist, während deren die alten Festbräuche nur durch die Tradition aufrechterhalten wurden, kann es vorkommen, daß ein Brauch von dem einen Fest auf ein anderes übertragen wird, ohne daß man damit einen bestimmten Sinn verbindet. So ist es sicher auch der Maie ergangen. So ist es entschieden auch zu erklären, daß der Maibaum auch zur Kirmeß, dem Kirchweihfest, geschmückt und aufgepflanzt wird. Die Kirchweih soll eigentlich zum Andenken an die Einweihung einer Kirche gefeiert werden, sie ist

aber in katholischen Gegenden zu einem sehr volkstümlichen Fest geworden, das gewöhnlich im Spätherbst, an verschiedenen Orten an verschiedenen Tagen gefeiert wird; man hat auch vermutet, daß ein altes Erntefest darin aufgegangen sei.

Vielleicht könnte man versucht sein, es auf dieselbe Weise zu erklären, daß die Maie auch bei den winterlichen Festen angetroffen wird; hier ist aber genaue Erwägung der Verhältnisse vonnöten, denn die Wintermaie hat in ihrer letzten Form von Deutschland ausgehend die Welt erobert. Der Weihnachtsbaum ist ein eigenartiges Beispiel dafür, wie schnell ein Volksbrauch sich verbreiten kann. Es ist auch zu prüfen, ob man nicht auch mit christlichen Vorstellungen und Bräuchen zu rechnen hat.

Die Wintermaie ist nicht auf Weihnachten beschränkt. In Süddeutschland, in der Schweiz und in Frankreich tritt bekanntlich der Nikolaustag, der 6. Dezember, als der große Freudentag der Kinder an die Stelle des Weihnachtsabends. St. Nikolaus ist ein gestrenger Herr, der als ein alter weißbärtiger Mann, oft mit der Bischofsmütze auf dem Kopf, mit der Rute in der einen Hand und einem großen Korb in der anderen von Haus zu Haus geht, die Kinder scharf verhört, ob sie fleißig und artig gewesen sind, wobei es mitunter sogar einige wenige Schläge gibt, doch kommen zuletzt immer die kleinen Geschenke hervor, auf die die Kinder unter mit Bangen gemischter Freude gewartet haben. Noch gebräuchlicher ist es, daß die Kinder abends ihre Schuhe vor die Tür setzen oder ihre Strümpfe hinaushängen; morgens hat sie St. Nikolaus mit Gaben gefüllt. Es gibt nun ebenso wie den Weihnachtsbaum auch einen Nikolausbaum. In der Schweiz schmückt man am Nikolausabend einen kleinen Baum mit Flittergold und Kerzen und hängt Geschenke für die Kinder hinein. In Oberbayern hat man den Klausenbaum, der aber unsrem Weihnachtsbaum wenig ähnlich sieht. In drei Aepfel werden drei kleine Holzstäbe gesteckt, sie werden gegen einander geneigt und laufen alle drei in einem weiteren Apfel zusammen, der die Spitze der Pyramide bildet. Es kommen aber auch zu Weihnachten statt des Weihnachtsbaumes ihm ähnliche lichtergeschmückte Pyramiden vor. In anderen Gegenden geht am 11. November St. Martinus in derselben Ausstaffierung und zu demselben Zweck wie St. Nikolaus umher; es gibt auch einen Martinsbusch oder Martinsmai. Diese Bräuche helfen

uns aber nicht weiter, da sie sehr wahrscheinlich von der Weihnacht entlehnt worden sind.

Die Verbreitungsgeschichte des Weihnachtsbaumes ist ebenso gut bekannt, wie sein Ursprung in Dunkel gehüllt ist. Die ältesten und lange vereinzelten Zeugnisse stammen aus Straßburg. Eine Aufzeichnung vom Jahre 1605 erwähnt, daß man am Weihnachtsabend im Zimmer eine mit Aepfeln, Oblaten und Zischgold behängte Tanne aufstellte. Eine Generation später eifert der Prediger Dannhauer gegen die Sitte, zu Hause einen Weihnachts- oder Tannenbaum aufzustellen und ihn mit Puppen und Zuckerwerk zu behängen; darauf, fügt er hinzu, schüttelt man ihn und läßt ihn „abblümen". Der Lichterglanz wird nicht erwähnt, aber damals wie jetzt war der Weihnachtsbaum die Freude der Kinder; er hat schon den Bund geschlossen, durch den er sich in einer Zeit die Welt erobern sollte, die alten Volksbräuchen sonst abhold ist. Am Ende des 18. Jahrhunderts wird der Weihnachtsbaum öfters erwähnt, obgleich immer noch vereinzelt. Er hat nicht immer gerade so wie jetzt ausgesehen. Jetzt ist der Weihnachtsbaum immer ein Nadelbaum, man ersetzt aber auch die regelmäßige, schöne Pyramide der Tanne durch irgend eine Fichtenart. Ein Nürnberger Druck aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, der das Weihnachtsgeschenk betitelt ist, zeigt in einer Ecke des Zimmers einen Topf mit Wasser, in dem grüne Zweige eines Laubbaumes stehen. An den Zweigen dieses Weihnachtsbaumes hängen allerlei Kleinigkeiten, Aepfel, Kuchen, ein Engel, während Kerzen fehlen; einige Kinder strecken die Arme zu ihm empor. Lange Zeit im voraus wurden Zweige gebrochen und zu Hause in Wasser gestellt, damit sie zu Weihnachten Blätter trieben. Ein anderes Bild, das ungefähr von 1790 herstammt, zeigt ebenfalls einen aus belaubten Zweigen bestehenden Weihnachtsbaum; da es zur Unterschrift hat: „das Christbescheren oder der fröhliche Morgen", so muß man schließen, daß das Fest damals wenigstens örtlich auf den Morgen des Weihnachtstages verlegt war, was auch heutzutage in Berlin noch vorkommt.

Goethe hat den Weihnachtsbaum in die Literatur eingeführt. In seinem Elternhaus fehlte er noch, er hat ihn aber bereits 1765 in Leipzig gesehen und läßt Werther ihn erwähnen. Er kommt am Sonntag vor Weihnachten zu Lotte und findet sie allein. Sie macht einige Spielsachen zu Weihnachtsgeschenken für die kleinen Geschwister in Ordnung. Werther spricht da von

dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen das unerwartete Oeffnen der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung versetzte. Mehrere andere Erwähnungen sind in der damaligen Literatur nachgewiesen worden; sie zeigen aber auch, daß der Weihnachtsbaum noch etwas Auffälliges war, denn er hatte noch keinen festen Namen. Man spricht von einem aufgeputzten Baum oder einem grünen Baum oder dem Lebensbaum, wo wir ganz einfach der Weihnachtsbaum sagen würden. Aber schon 1807 werden auf dem Markt zu Leipzig fertige, mit Glittergold, bunten Papierstreifen, vergoldeten Früchten und Kerzen geschmückte Weihnachtsbäume verkauft. In dieser Zeit trägt nämlich der Weihnachtsbaum noch nicht immer, wenn auch schon gewöhnlich den Schmuck, der in unsren Augen der vornehmste ist, die Kerzen.

Die Ausbreitung des Weihnachtsbaumes in Deutschland fällt mit den Befreiungskriegen gegen Napoleon zusammen. Die Hebung des Nationalgefühles hat viel dazu beigetragen, indem der Weihnachtsbaum gleichsam ein Sinnbild des Deutschtums wurde, aber sicher hat die Umgestaltung der Grenzen und die Verlegung der Wohnsitze vieler Familien infolge der veränderten politischen Verhältnisse das meiste getan. Oft wird erzählt, daß eine eingewanderte Familie die Sitte mitgebracht hat, die dann bald um sich greift. Denn die Verbreitung geht von Mensch zu Mensch vor sich; man schmückt den Weihnachtsbaum in Nachahmung eines Beispieles, das man gesehen hat; die Literatur kann nur insofern mitgewirkt haben, daß sie die Sitte in den Augen der gebildeten Kreise gehoben hat. Man ist gewissermaßen berechtigt, den Weihnachtsbaum eine protestantische Sitte zu nennen; denn er ist in den protestantischen Teilen Deutschlands häufiger und breitet sich von ihnen aus, obgleich er in Süddeutschland seinen Ursprung gehabt zu haben scheint. Wenigstens begegnen uns die frühesten Zeugnisse dort. Schon recht früh zieht der Weihnachtsbaum in die Kirche ein und prangt beim Frühgottesdienst in vollem Lichterglanz, zunächst nur in protestantischen Kirchen, dann aber auch in der einen oder anderen katholischen.

Ueber Deutschland hinaus sich verbreitend kam der Weihnachtsbaum zuerst zu den nahe verwandten nordischen Völkern. Nach Kopenhagen ist er um 1810 durch Beamtenfamilien der

holsteinischen Kanzlei eingeführt worden, gewann aber erst in den zwanziger Jahren etwas mehr Boden, und noch um 1850 war der Baum auf dem Lande gar nicht oder nur wenig verbreitet. Wie in Deutschland breitet sich der Weihnachtsbaum von den Städten über das Land aus. In Schweden tritt er zuerst im Anfang des 19. Jahrhunderts in den Kreisen des Landadels auf, etwas später in den Städten — in der Universitätsstadt Lund war er in den dreißiger Jahren nicht gewöhnlich — zuletzt bei der bäuerlichen Bevölkerung auf dem Lande, wo er wohl erst in den siebziger Jahren durchgedrungen ist. Ganz auffallend ist eine Erwähnung des im Lichterglanz prangenden Weihnachtsbaumes um 1750 in der Familie Bonde, die dem höchsten Adel Schwedens angehört. Auffallend ist auch, daß ein wirklicher, mit Nüssen, Aepfeln und Kerzen geschmückter Weihnachtsbaum zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei den in sehr ursprünglichen Verhältnissen lebenden schwedischen Volkssplittern an der russischen Küste, auf Dagö und Worms, häufiger vorkam als später. Bis auf weiteres dürfte es aber zu gewagt sein, hieraus irgend welche Schlüsse zu ziehen. Zwar kommt in Schweden seit alter Zeit eine andere Art von Weihnachtsbäumen vor. Unter freiem Himmel werden vor dem Haus, gewöhnlich zu beiden Seiten der Tür, schlanke Tannen aufgerichtet, deren unterer Teil oft abgeästet ist, so daß die übrig gebliebenen oberen Zweige eine Krone bilden. Neben den größten Bäumen kommen auch kleinere „Weihnachtsstangen" vor bis zu solchen von nur einem Fuß Länge hinunter. Sie wurden früher überall angebracht am Hoftor, auf dem Dache des Vorratshauses, dem Düngerhaufen, ja sogar vor den Stadttoren. Diese Weihnachtsstangen waren so bezeichnend für das Fest, daß der Eintritt der Weihnacht in den alten Runenkalendern durch zwei solche gekreuzte Stangen bezeichnet wird. Es werden mitunter auch geradezu sog. Weihnachtskreuze aufgerichtet; das ist aber nur eine vereinzelte Angleichung an christliche Vorstellungen. Es soll auch bisweilen vorgekommen sein, daß die Weihnachtsstange in die Stube selbst hineinkam und an der Decke aufgehängt wurde.

England hat seine eigenen, alten Weihnachtssitten; unter ihnen kommt auch die Maie, obgleich in anderer Form, vor. Schon im 15. und 16. Jahrhundert wurden die Kirchen zur Weihnachtszeit mit grünem Laub, Efeu, Stechpalme, Rosmarin und Lorbeerzweigen geschmückt. In der Halle, wo das Fest gefeiert

wurde, scheint man eine mit Efeu umwundene Stange aufgerichtet zu haben. Noch heutzutage werden die Kirchen in Schottland mit Blumengewinden und grünen Bäumen ausgeschmückt. Derselbe Schmuck zierte auch die Wohnräume, und unter ihm nimmt der Mistelzweig, der an der Decke aufgehängt wird, den hervorragendsten Platz ein. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts scheint sich diese Weihnachtssitte eine Zeitlang in die Dienstbotenzimmer zurückgezogen zu haben, bis sie in jüngerer Zeit wieder allgemein in Aufnahme gekommen ist, gleichwie das halbvergessene Worte Yule jetzt wieder anfängt, modern zu werden.

Bekannt ist das Privilegium der jungen Männer, dem Mädchen einen Kuß zu rauben, das sich zufällig unter den frei aufgehängten Mistelzweig stellt. Wie es sich mit dieser Sitte auch verhalten mag, so beruht sicher die Verwendung des Mistelzweiges auf uralter Ueberlieferung. Denn die Mistel, jener geheimnisvolle Zweig, der allein grünt, nachdem der Baum, worauf er wächst, schon seines ganzen Laubschmuckes beraubt ist, war sowohl im germanischen wie im keltischen Heidentum ein heiliges Gewächs. In der nordischen Mythologie wird der Gott Balder mit einem Mistelzweig getötet; die Druiden schnitten die Misteln mit einer goldenen Sichel unter umständlichen Zeremonien. In der keltischen Sprache wird die Pflanze „Allheiler" oder goldener Zweig genannt. Wohl hat aber auch das deutsche Beispiel zu der Wiederbelebung der englischen Weihnachtssitten beigetragen.

Nach England kam der Weihnachtsbaum im Jahre 1840 mit dem Prinzen Albert, dem Gemahl der Königin Viktoria, und verbreitete sich langsam unter den höchsten Kreisen; in London ist er jetzt recht häufig. In Amerika ist er noch verbreiteter und beliebter, wozu besonders die eingewanderten Deutschen beigetragen haben, die die Sitte aus ihrem Vaterlande mitgebracht haben. Um 1840 kam der Weihnachtsbaum mit der Herzogin Helene von Orléans auch nach Paris. Die Kaiserin Eugénie hat die Sitte gefördert, und seit ein paar Jahrzehnten werden in Paris tausende von Weihnachtsbäumen verkauft. Der Baum wird nicht abgehauen, sondern mit den Wurzeln und dem daran festsitzenden Erdklumpen verkauft; so hält er sich besser und kann sogar wieder ausgepflanzt werden. Auch in Italien, besonders in Mailand, dessen Bevölkerung stark mit Deutschen untermischt ist, hat der Weihnachtsbaum Eingang gefunden, und auch in Petersburg kommt er vor, aber nur in den höchsten Kreisen

der Gesellschaft. Bemerkenswert ist, daß der Weihnachtsbaum sich überall von den höheren Schichten der Gesellschaft aus seinen Siegeszug antritt und nur allmählich in die breiten Massen des Volkes hinabdringt.

Die äußere Geschichte der Verbreitung des Weihnachtsbaumes in den beiden letzten Jahrhunderten gibt nun keine Antwort auf die Frage, wo sein Ursprung zu suchen ist. Man hat auf eine Sitte hingewiesen, die im Elsaß und den französischen Dörfern der Vogesen heimisch ist, also in Gegenden vorkommt, die nicht weit von Straßburg liegen, wo unser Weihnachtsbaum zum erstenmal auftritt. Die Mädchen des Dorfes beschaffen sich eine kleine Tanne oder Stechpalme, schmücken sie mit Bändern, ausgeblasenen Eiern und kleinen Figuren und pflanzen sie am Neujahrsabend am Dorfbrunnen auf. Am Abend des Neujahrstages fegt man den Schnee weg und tanzt um den Baum. Diese Sitte hat man mit einer römischen in Zusammenhang bringen wollen. Am Neujahrstage pflegte man im alten Rom einander grüne Zweige als glückverheißendes Omen zu schenken; sie wurden strenae genannt, welcher Name später jede Neujahrsgabe bezeichnet und in dem französischen étrennes fortlebt. Auch wurden vor den Häusern grüne Zweige angebracht. Das Schmücken der Häuser mit grünem Laub und Kränzen war in der Kaiserzeit eine ebenso allgemein geübte Sitte wie jetzt und wird noch in der Völkerwanderungszeit erwähnt. Es liegt aber ein Jahrtausend zwischen diesen Bräuchen und der ersten Erwähnung des elsässischen Brauches. Volk und Land sind verschieden, was uns die unmittelbare Verknüpfung der beiden Bräuche verbietet, wogegen sie natürlich im Grunde verwandt sind. Beide sind eine Form der durch alle Zeiten und Völker verbreiteten Maie.

Die Weihnachten sind eins der höchsten christlichen Feste, und man fragt natürlich, ob nicht auch der Weihnachtsbaum aus christlichen Vorstellungen und Bräuchen zu erklären ist. Die Legende erzählt, daß Adam einen Zweig vom Baume der Erkenntnis aus dem Paradiese mitgebracht habe; dieser wurde auf sein Grab gepflanzt und aus ihm wuchs der Baum empor, aus dessen Holz das Kreuz des Heilands verfertigt wurde. Der Baum des Sündenfalls wird zum Baum der Erlösung, gleichwie Christus der zweite Adam ist. Christus ist auch der Schößling aus der Wurzel Jesse; in der Vorstellung vom Baume des Paradieses

und der Erlösung fließen das Kreuz des Heilands und der Heiland selbst zusammen. Seit dem 12. Jahrhundert begann die Aufführung sog. Mysterien, dramatischer Darstellungen der heiligen Geschichte, zuerst in den Kirchen und später auch außerhalb ihrer von seiten der Laien; noch leben ja die berühmten Passionsspiele in Oberammergau fort. Das sog. Paradiesspiel führt die Schöpfung der Menschen, den Sündenfall und die Austreibung aus dem Garten Eden vor; dabei wurde der Baum des Paradieses umhergetragen oder auf der Bühne aufgerichtet. Er ähnelt in der Tat dem Weihnachtsbaum sehr; denn es war ein grüner Baum, mitunter ein Wachholderstrauch, der mit Aepfeln und seidenen Bändern behängt war.

Noch eine andere Legende kann hieran geknüpft werden, die von den blühenden Bäumen der Weihnacht. An mehreren Orten Deutschlands wußte man von Bäumen zu erzählen, die in der heiligen Nacht Blüten trieben und sogar Früchte trugen. Noch zur Zeit Karls I. von England wurde an jedem Weihnachtstage dem König in feierlichem Zuge ein Zweig von dem Dornstrauch zu Glastonbury gebracht, der mitten im Winter in voller Blüte stand. Ein letzter Ausläufer dieser Vorstellung ist die sog. Jerichorose, eine zusammengeballte Wüstenpflanze, die ins Wasser gelegt sich ausbreitet und mitunter am Weihnachtsabend hervorgeholt wird. Diese Legende, die große literarische Verbreitung gefunden hat, gehört in die Reihe solcher Vorstellungen, wie der von der Huldigung, die die ganze Schöpfung dem Heiland in seiner Geburtsstunde darbringt, wovon unten mehr. Eine ähnliche Vorstellung, deren Zusammenhang mit der erwähnten allerdings nicht klargestellt ist, geht aber auf das germanische Heidentum zurück. Der Mythologie gehört der ewig grünende Weltenbaum Yggdrasil an; neben dem großen Tempel zu Uppsala stand ein immergrüner Baum, auf der Insel Gottland soll im 15. Jahrhundert eine immergrüne Esche gestanden haben. Von einer Anknüpfung an die christliche Legende kann hier nicht die Rede sein.

Auch so kommt man also zu keinem sicheren Ergebnis. In den beiden in Betracht gezogenen Fällen fehlt der Lichterschmuck; der Weihnachtsbaum entbehrte seiner anfänglich. Die Lichter erklären sich ungezwungen daraus, daß die Weihnacht seit jeher ein Lichterfest ist. Es ist immer Sitte gewesen, am Weihnachtsabend viele Lichter anzuzünden, und den Weihnachtskerzen legt

der Volksglaube große Bedeutung bei; erst der Lichterglanz hat den Baum zu unserem Weihnachtsbaum gemacht. In Wirklichkeit haben sich mehrere Vorstellungen und Bräuche vereinigt, um unseren Weihnachtsbaum zu schaffen, die Lichter, der Baum des Paradieses und der Erlösung und der uralte Maibaum. Die schwedische Weihnachtsstange, die außerhalb des Hauses aufgepflanzt wird, ist deutlich ein Maibaum; eine Herleitung aus christlichen Vorstellungen ist hier ausgeschlossen. Dieselbe Sitte findet sich auch in einer Gegend Westdeutschlands. Jedoch erst wenn die Weihnachtsstange in die Stube hineingebracht wird, ist der Weihnachtsbaum da; soweit wir wissen, scheint das kaum geschehen zu sein. Aber auch in Süddeutschland, wo die Geschichte des Weihnachtsbaumes beginnt, finden sich deutliche Spuren seiner Verwandtschaft mit der Maie. Eine weit verbreitete Sitte ist es, einige Zeit vor Weihnachten Zweige zu brechen und in einen Topf mit Wasser zu stellen, damit sie zu Weihnachten Blätter treiben; am Ende des 18. Jahrhunderts bestand der Weihnachtsbaum aus solchen Zweigen. Sie wurden aber auch anders verwendet; in den Weihnachtstagen „pfefferten", schlugen die Leute einander mit diesen grünen Zweigen; sie sind unverkennbar die oben besprochene Lebensrute. Im Saterlande wird am Neujahrsabend der sog. Wepelrot zum Erforschen der Zukunft gebraucht. Dies ist ein Zweig der Stechpalme oder des Wachholders, der mit Aepfeln und Bändern behängt ist; er wird auch wie die Maie vor der Tür der Liebsten aufgesteckt. Alle diese Beispiele zeigen, daß auch im Winter der Maienzweig verwendet wird. Auch im Dunkel und Frost des Mittwinters richten sich die Gedanken auf den grünen und lichten Sommer und seine Saaten; der Maienzweig hat auch hier einen Platz. Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß der Maibaum in der Gestalt des Weihnachtsbaumes die Welt noch einmal erobert hat.

4. **Maibraut und Maikönig; der Streit des Winters und des Sommers.** Es gibt ein poetisches Bild, das älter als jede Poesie ist. Im Frühling, da alles in der Natur keimt und sprießt, Knospen und Blüten treibt, schließen die Kräfte der Natur jenen geheimnisvollen Bund, aus dem in der Vollendung der Zeit die Fruchtbarkeit des Sommers, die guten Gaben der Ernte hervorgehen. In der Kindheit des Menschengeschlechts war dies kein Bild, sondern lebendige Wirklich-

keit. Nichts kommt von selbst meinte man; man muß das Naturgeschehen anregen, wenn es wirklich eintreten soll. Alles hängt miteinander zusammen. Eine geheimnisvolle Sympathie zieht alles, was gleich oder ähnlich ist, in Mitleidenschaft. Was dem Abbild geschieht, geschieht auch dem Urbild, das ist ein aus allem Zauber bekannter Grundsatz. Nach volkstümlicher Vorstellung ist die Fruchtbarkeit in der ganzen Natur ein und dieselbe. Daher kann die dem Maienzweig innewohnende Fruchtbarkeit auf den Menschen übertragen werden; das bedeutet z. B. der Schlag mit der Lebensrute. Aber umgekehrt kann der Mensch auch die Fruchtbarkeit der Aecker und der Fluren anregen. Der Mensch wird hier zum Vertreter der Naturmächte, sei es daß man diese als unpersönliche Kräfte oder persönliche Dämonen auffaßt.

Aus den antiken Religionen sind viele hierher gehörige Riten bekannt; im alten Athen wurde im Frühling eine rituelle Hochzeit zwischen dem Wachstumsgott Dionysos und der athenischen Königin gefeiert; die Hochzeit der Aphrodite und des Adonis habe ich schon in meiner „Primitiven Religion" S. 35 erwähnt. Aehnliche Bräuche sind auch in neuerer Zeit noch stark verbreitet, obgleich im allgemeinen nur Andeutungen einer Hochzeit übrig geblieben sind. Im südlichen Schweden wurde wirklich vor ein paar Generationen noch eine sog. Pfingsthochzeit gefeiert, bei der eine wirkliche Hochzeit getreu nachgeahmt wurde; sonst tritt öfter die Pfingstbraut oder Blumenbraut allein auf. In den Gegenden an der deutsch-dänischen Grenze ist dieser Brauch wie so viele andere alte Sitten zu einem Kinderspiel geworden. Ein Knabe und ein kleines Mädchen wurden mit Blumen, Kränzen und bunten Bändern als Pfingstbraut und -bräutigam geschmückt, auch die übrigen Kinder schmückten sich mit Frühlingsblumen. Zwei kleine Mädchen gingen dem Brautpaar voraus; ihnen folgte eine ganze Schar von Kindern. Zwei Knaben galoppierten auf Steckenpferden voraus. Wenn der Brautzug an ein Haus kam, wurde ein Lied gesungen und darauf Gaben eingesammelt. Nachher bereiteten die Erwachsenen den Kindern ein Fest, auf dem viel getanzt wurde.

Sonst begegnet einem in Deutschland wie in Frankreich das Maibrautpaar nicht oft, viel häufiger tritt es in England auf, wo es schon im 13. Jahrhundert belegt zu sein scheint, da eine Synode in Worcester „das Spiel des Königs und der Königin"

verbietet. Im 16. Jahrhundert werden Maikönig und -königin oder Lord und Lady of the May sehr oft erwähnt. Ihre Rollen werden oft von Robin Hood und Maid Marian übernommen; zu diesen gesellen sich Little John, Friar Tuck und die ganze romantische Gesellschaft der Friedlosen aus dem Sherwoodwald. Dies ist ein schönes Beispiel der Verknüpfung eines Sagenhelden und eines Volksbrauches, woraus sich eine ganze dramatische Darstellung entwickelt. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte man in der Nähe von Oxford das Maibrautpaar sehen. An der Spitze des Zuges schritten zwei kleine Mädchen, die einen Kranz von grünen Zweigen an einer Stange trugen, auf deren Spitze eine Krone oder ein Strauß angebracht war. Darauf folgt das Brautpärchen mit Schleifen, Bändern und Blumen geschmückt. Wie gewöhnlich ist der Zweck des Umzuges Gaben einzusammeln; wo ein Geschenk gegeben wird, zieht der Lord of the May seinen Hut und küßt die Lady. In London wurde der Umzug früher von den Schornsteinfegern aufgeführt; es ist der bekannte Jack im Grünen, der ganz in zusammengeflochtene Zweige gehüllt ist.

In England ist noch eine andere Sitte verbreitet, die mit der besprochenen zusammengestellt zu werden pflegt, obgleich die Berechtigung dazu etwas zweifelhaft erscheinen mag. Es sind dies die sog. Valentins, ein junger Mann und ein junges Mädchen, die eine kurze Zeit die Rolle eines Liebespaares spielen. Gewöhnlich werden die Paare am Tag St. Valentins, dem 14. Februar, durch Losung bestimmt. Die Sitte kann bis in das Mittelalter zurückverfolgt werden, wo sie ein beliebtes Thema von Liebesliedern ist. Jetzt sind nur die Valentinsbriefe übrig, scherzhafte Liebesbriefe, die am Valentinstag zu Tausenden ausgesandt werden. In Frankreich und Italien wurden die Paare an großen im Frühling angezündeten Feuern ausgerufen. Das bot reichen Anlaß zu Scherz und Satire; die Liebesgeheimnisse und verabredeten Partien des Dorfes wurden ausgerufen oder Alte und Junge scherzhafter Weise gepaart. Im westlichen Deutschland hat die Sitte die eigentümliche Wendung erhalten, daß die jungen Mädchen an den Meistbietenden der unverheirateten Burschen versteigert werden, das ist das „Mailehen". Dabei gilt es aufzupassen, denn der Bursch, der ein Mädchen als Maifrau ersteigerte, hatte gewöhnlich das Recht während des Sommers ausschließlich mit ihr zu tanzen und als ihr Bevorzugter

zu gelten. Mitunter hat er nur dem Mädchen einen Blumenstrauß zu schenken oder ihr einen Maienzweig aufzustecken. Die Versteigerung fand bei dem lodernden Maifeuer statt, und wurde zuweilen von einem Maikönig geleitet, der sich eine Maikönigin erwählte. Die Sitte, zeitweilige Liebespaare zu verteilen, ist hier mit den gewöhnlichen Frühlingsgebräuchen verknüpft worden; ob sie ursprünglich dahin gehört, scheint mir, wie erwähnt, zweifelhaft. Sie tritt zuerst im Mittelalter in den höchsten Kreisen auf und stimmt so gut mit der Galanterie und dem Liebeskult des höfischen Lebens zusammen, daß sie wahrscheinlich eher höfischen als volkstümlichen Ursprungs ist.

Viel häufiger tritt die Maibraut allein auf. Die Aufzüge sind einander überall ähnlich; gewöhnlich ziehen Kinder mit der ausgeputzten Braut umher und sammeln Gaben, mitunter wird auch ein Maibaum umhergetragen. In Deutschland heißt die Braut Maibraut, Pfingstbraut, Pfingstjungfer usw., in Frankreich Reine de Mai, Belle de Mai, Epousée de Mai. Schon diese Namen zeigen, daß diese Volksfeste oft am ersten Mai oder zu Pfingsten stattfinden. Der spanische Name ist Maia; schon in einer kirchlichen Verordnung vermutlich des 8. Jahrhunderts wird es verboten, als maia aufzutreten; da das Verbot fränkischen Quellen entstammt, ist es eins der frühesten Zeugnisse eines volkstümlichen germanischen Brauches. In England wird die May-Lady auch durch eine Puppe dargestellt. Im Elsaß geht das Mairöslein um, in Flandern und den angrenzenden Gegenden die Pinxterbloem; sie ist weiß gekleidet und blumengeschmückt. Schon im 12. Jahrhundert wird aus Lüttich erzählt, daß Priesterschaft und Volk zu Ostern und Pfingsten eine Frau mit Purpur und Diadem schmückten, sie auf einen erhöhten Platz setzten und zur Königin ausriefen; darauf tanzten sie unter Gesang und Liedern um sie herum und verehrten sie als einen Götzen.

In vielen anderen Gegenden — so in Deutschland, Ungarn und Frankreich — tritt der Mai- oder Pfingstkönig allein auf. Er ist oft in grünes Laub gehüllt; in Braunschweig steckt er z. B. in einer Pyramide von zusammengeflochtenen Zweigen, deren Spitze eine Krone trägt. Er versteckt sich im Walde und die jungen Leute ziehen hinaus, um ihn zu suchen. Wenn er gefunden ist, wird er im Dorf umhergeführt. In Süddeutschland und in einigen Gegenden Frankreichs wird oft zu Pfingsten ein in Laubwerk

völlig eingehüllter Jüngling umhergeführt, er trägt aber nicht den Königsnamen, sondern wird Pfingstbutz oder Pfingstlümmel u. a. genannt. Oft setzt er sich in seiner Laubhülle zu Pferd, wodurch der Umzug noch stattlicher wird. In diesen Umzügen treten die Bräuche oft in sehr ursprünglicher Gestalt auf. Wenn der Festzug beendet ist, wird die grüne Hülle des Pfingstquacks zerrissen und unter die Anwesenden verteilt; man steckt die Zweige in den Leinacker, damit der Flachs lang werde, die Mädchen bringen sie wie den Maienzweig über dem Fenster an. Der Ritt geht mitunter wie die sog. Flurprozessionen um die Grenzen der Gemarkung.

Eine Rückbildung darf man in denjenigen Umzügen vermuten, in denen keine Hauptperson erscheint. So scheint es in Heidelberg zu sein, wo in jüngster Zeit eine alte Sitte wiederbelebt worden ist. Am Mittfastensonntag ziehen die Kinder durch die Straßen; die meisten tragen einen abgeschälten Stock, an dessen Spitze eine Bretzel gesteckt ist, zwischen den Bretzeln sitzen ausgeblasene Eier und Aepfel und um den ganzen Stecken ziehen sich buntes Papier und bunte Bänder. Andere sind bis auf die Füße in pyramidenartigen Gestellen versteckt, die mit Stroh umwickelt sind, wenn sie den Winter, mit allerlei Tannengrün, wenn sie den Sommer darstellen. Bis vor kurzem haben auch Kämpferpaare mit hölzernen Schwertern fechtend den Kampf des Sommers und des Winters dargestellt. So ziehen die Kinder durch die Straßen und sammeln Geld ein; wenn sie nichts kriegen, so singen sie einen Spottvers:

O du alter Stockfisch,
Wenn mer kommt, do hoscht nix,
Gibscht uns alle Johr nix,
Strieh Strah Stroh, der Sumerdag is do.

Aehnliche Aufzüge kommen in der Pfalz und im Odenwald vor. Die grüne Hülle ist in allen diesen Frühlingsumzügen wesentlich. Selten wird der Pfingstmann auf andere Weise vermummt; vereinzelt wird der Umzug zu einem Karnevalszug mit den gebräuchlichen Figuren ausgestaltet.

Die ursprüngliche Bedeutung des Brauches geht aus den angeführten Beispielen hervor. Der Maikönig bzw. die Maibraut und der Maienzweig sind Parallelen; jene stellen in persönlicher Gestalt die dem Maienzweig innewohnende Kraft dar.

Daher wird der Pfingstquack mit grünen Zweigen umflochten, die den gleichen Segen spenden und die gleiche Fruchtbarkeit verleihen wie der Maienzweig. Das zeigen auch andere mit dem Pfingstquack vorgenommene, unten zu besprechende Bräuche, wie z. B. der, daß er ins Wasser geworfen wird. Mitunter wird er auch wie der Maienzweig bei der Ernte umhergeführt.

Die Darstellung der Wachstumskraft durch den Maienzweig und in persönlicher Gestalt fließen ineinander über. Sie verdeutlichen einander. In England wird die Maikönigin mitunter in den Maibaum gesetzt oder es tritt eine in dem Maibaum aufgehängte Puppe an ihre Stelle. In Franken tanzt bei dem Fest am Walpurgistag ein ganz in Stroh eingehüllter Mann, der Walber, um den Maibaum. Das „Mairöslein" in Elsaß trägt einen Maibaum in der Hand. In Littauen wurde das schönste Mädchen am ersten Mai ganz mit Birkenzweigen umflochten und neben den Maibaum gestellt; das Volk tanzte um sie herum und rief: o Maia! Bei den Slovenen wird der Maibaum in einem großen Zug am Georgstage (23. April) umhergetragen; die Hauptfigur des Zuges ist der „grüne Georg", ein in Zweige eingehüllter Bursche, der zuletzt ins Wasser geworfen wird.

In den Städten, und in Deutschland vor allem in den Hansastädten wurde der Maizug im Mittelalter zu einem stattlichen ritterlichen Schauspiel umgebildet. Die waffentragende Mannschaft zog am ersten Mai auf einen Platz vor der Stadt, wo man Waffen- und besonders Schießübungen vornahm und einen Maigrafen erkor. Die Rückkehr in die Stadt nannte man „den grünen Mai einführen"; zum Schluß mußte der Maigraf einen großen Schmaus geben, und der wurde allmählich die Hauptsache. Dieser städtische Aufzug ist aus zwei Teilen zusammengesetzt, der ritterlichen Musterung der Waffentragenden und dem alten Volksbrauch, den Mai einzuholen.

Man könnte geneigt sein, auch den als Kampf zwischen Winter und Sommer bekannten Volksbrauch aus den ritterlichen Spielen herzuleiten. Eine solche Beeinflussung ist jedenfalls für Schweden gesichert, wo aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts überliefert wird, daß am ersten Mai der Wintergraf und der Blumengraf, beide beritten, miteinander kämpften, dieser mit Schneebällen und Eisstücken, jener mit Asche, Funken und belaubten Zweigen. In späterer Zeit ist dieser Gebrauch geschwun-

den. Aber andererseits findet sich der Kampf zwischen Sommer und Winter auch als echt volkstümlicher Gebrauch, sogar bei Naturvölkern wie den Eskimos, und beruht auf einem echt primitiven Gedanken: der Sieg des Vertreters des Sommers über den Vertreter des Winters führt auch wirklich den Sommer herbei. Er fügt sich ohne weiteres dem unten zu besprechenden Wegjagen des Winters an, das eine Zauberhandlung ist.

In der Pfalz wurde zu Mittfasten vor dem Dorf ein förmlicher Kampf zwischen dem Winter und dem Sommer ausgefochten, dessen Spuren wir schon in dem Heidelberger Brauch kennen gelernt haben. Im schweizerischen Kanton Appenzell war der Sommer in das bloße Hemd gekleidet, er trug in der einen Hand einen mit Aepfeln, Birnen und vergoldeten Nüssen behängten Baum, in der anderen einen Knüttel; der Winter trug dicke Winterkleider. In der oberen Steiermark trug die eine Schar Sommerkleider und Sommergeräte, Heugabeln und Sensen, die Gegner Pelze und Wintergeräte, Ofengabeln und Dreschflegel; der Kampf ist durch einen förmlichen Rechtshandel zwischen dem Winter und dem Sommer ersetzt, der durch die den verschiedenen Winter- und Sommerarbeiten entsprechenden Gebärden begleitet wird. Nachdem der Winter in aller Form den Prozeß verloren hatte, schloß der Tag mit Festfreude und Tanz. Eine Erinnerung an diesen Kampf gibt der Schluß von Shakespeares „Verlorene Liebesmühe“; der Winter und der Frühling treten kostümiert auf und singen je ein Lied. Das Wortgefecht zwischen dem Sommer und dem Winter ist nun viel älter; das älteste Zeugnis stammt schon aus dem zehnten Jahrhundert. Vielleicht sind diese Streitreden ein Ausfluß des alten Volksgebrauches.

Die Sitte des Wintervertreibens wird schon im frühen Mittelalter (spätestens 8. Jahrh.) erwähnt. In Eisenach führt das Fest den bezeichnenden Namen Sommergewinn. Am Mittfastensonntag trug man in großer Prozession den Winter aus der Stadt hinaus, warf ihn ins Wasser oder verbrannte ihn; die Teilnehmer trugen grüne Tannenreiser in den Händen. Das Winteraustreiben war auch am mittleren Rhein eine gewöhnliche Sitte. In den slavischen Ländern heißt die Puppe, die hinausgetragen oder zerstört wird, „der Tod“; der Mittfastensonntag wird wegen dieses sehr gewöhnlichen Brauches der Totensonntag genannt. Seltener wird er auf den Palmsonntcg verlegt. Die Puppe trägt aber auch andere durch Umdeutung entstandene Namen

wie Judas, der alte Jude, die Hexe. Die Todesarten variieren in den deutschen und slovischen Bräuchen stark, die Puppe wird bald ertränkt, bald verbrannt, bald in die Erde vergraben, bald zersägt; in diesem Falle wird sie „die Alte" genannt. Hiermit stimmen romanische Volksbräuche in auffallenderweise überein, unter denen der bekannteste die italienische Sitte ist, unter fürchterlichem Lärm eine Puppe aus dem Dorf hinauszuschleppen und zu zersägen (segare la vecchia).

Oft wird der Brauch auf den Aschermittwoch oder seinen Vorabend verlegt und erhält eine entsprechende Umdeutung; man begräbt die Fastnacht, den Fasching, den Karneval. Kummer und Jammer begleitet die Abdankung des Prinzen Karneval, aber die Faschingslaune tritt noch im letzten Augenblick hervor; so schließt in vielen deutschen und romanischen Ländern die Fastnacht mit der Hinrichtung und Bestattung des Karnevals. Das kann auch auf die Kirchweih übertragen werden. Auch die Kirchweih wird durch eine Puppe dargestellt; in einer Gegend Schwabens bringt einer eine Flasche Wein, ein anderer ein Stück Kuchen, ein dritter bunte Bänder und alte Lappen mit, das alles wird in einem Loch außerhalb des Dorfes vergraben. Ebenso kann ein abgelaufener Zeitabschnitt begraben oder vertrieben werden. In Niederösterreich wird einer als Sylvesterkönig verkleidet; man gibt ihm ein Strohbündel in die Hand und setzt ihm eine Strohkrone aufs Haupt und jagt ihn mit einer Strohpeitsche aus dem Haus. Hierher gehört vermutlich die wohlbekannte römische Volkssitte, daß am Tage der hl. drei Könige auf der Piazza Navona eine ein altes Weib darstellende Puppe unter fürchterlichem Lärm umhergetragen wird. Dies dürfte zu den zahlreichen volkstümlichen Bräuchen gehören, die nach der antiken Zeit in Italien eingeführt worden sind.

Es scheint nun gegen die hier vorgetragene Erklärung zu streiten, daß der Darsteller des Sommers, z. B. der in grünes Laub gehüllte Pfingstl in Bayern, getötet wird. Die Sache ist aber damit nicht zu Ende; der Sommer wird von einem Arzt zu neuem Leben erweckt, was zu einer oft burlesk ausgestalteten Szene Anlaß gibt. Der Brauch ist weitverbreitet; ähnliches begegnet noch unter den Griechen Thraziens. Poetischer ist eine französische Maisitte. Ein Bursche legt sich auf die Erde nieder und stellt sich tot, ein Mädchen, das ihn gern hat, er=

weckt ihn mit einem Kuß; darauf gehen beide Arm in Arm mit der ganzen Gesellschaft nach dem Tanzplatz.

Dem Austreiben des Winters entspricht das Einbringen des Sommers. Darum heißt es in einem beim Sommergewinn in Eisenach gesungenen Liedchen:

> Den Tod haben wir ausgetrieben,
> Den Sommer bringen wir wieder,
> Das Leben ist zu Hause geblieben,
> Drum singt fröhliche Lieder.

Bei den Slaven heißt es, daß der Tod aus dem Dorf hinaus und der junge Mai hineingetragen worden ist. Wie der Mai, d. h. der Sommer, in das Dorf hineingebracht wird, ist schon geschildert worden. Der Sommer kann dabei auch durch eine Person dargestellt werden, wie in dem S. 26 erwähnten braunschweigischen Brauch. Treten nun der Winter und der Sommer nebeneinander auf, so ergibt es sich von selbst, daß sie miteinander streiten. So hat die weitere Darstellung bestätigt, daß auch der Brauch, von dem wir ausgingen, volkstümlichen Ursprungs ist.

5. **Regenzauber und Jahresfeuer.** Wenn auch die Hauptarten der volkstümlichen Bräuche klar genug hervortreten, so gehen sie doch mannigfaltig ineinander über und werden vielfach miteinander verflochten. Die Erkenntnis der Zusammenhänge wird durch den schon hervorgehobenen Umstand erschwert, daß die alte Bedeutung in Vergessenheit gerät oder höchstens in den untersten Volksschichten als ein von den Gebildeten bekämpfter oder verachteter Aberglaube fortlebt und daß die Bräuche nur ihr Leben fristen, weil es einmal Sitte ist, sie zu üben. Die Bedeutung der Sitte, den Winter fortzujagen oder zu verbrennen, scheint klar zutage zu liegen, jedoch weist die Behandlung, die der den Winter oder den Tod darstellenden Puppe zuteil wird, auf eine ganz andere Vorstellung hin; sie scheint auf einen Vegetationsdämon zu deuten. Manche sehen vielleicht mit Recht ein Anzeichen davon in den Bräuchen, bei denen die Puppe ins Wasser oder ins Feuer geworfen wird. Wie diese Ansicht zu begründen ist, werden die jetzt zu besprechenden Bräuche zeigen.

Die Jahresfeuer stellen den wichtigsten, aber auch verwickeltsten Brauch dar; wir fangen mit dem klarsten, dem Regenzauber an. Der Tod oder der Winter wird ins Wasser geworfen, um ertränkt zu werden, aber auch der Maikönig wird ins Wasser

geworfen oder mit Wasser begossen. Der Pfingstritt in Schwaben geht dreimal um den Dorfbrunnen; und die laubumhüllte Hauptperson, der Pfingstbutz, wird in seinem Wasser gebadet. In Oberbayern wird der Pfingstmann auch Wasservogel genannt, weil er fast bei jedem Haus, an das er kommt, mit ganzen Eimern Wasser überschüttet wird; oder er wird in einen Bach geworfen oder in dem Wassertrog am Dorfbrunnen gebadet. Die entsprechende Gestalt bei den Slaven, der grüne Georg, wird unter allgemeinem Jubel ins Wasser geworfen. Es kommt auch vor, daß der Maibaum ins Wasser geworfen wird, und besonders gebräuchlich ist es, den Härkelmai mit Wasser zu begießen; man sagt, daß er nicht trocken nach Hause kommen darf. Mitunter werden auch die Leute, die die letzte Garbe einbringen, mit Wasser begossen. In diesen Fällen ist man sich auch der Absicht voll bewußt. Wird der Erntemai nicht gehörig durchnäßt, so wird die künftige Ernte an Dürre zugrunde gehen. Die letzte Garbe oder der Erntemai stellt die künftige Ernte dar und, wie gesagt, was dem Abbilde geschieht, soll auch dem Urbilde geschehen. Die Wasserbegießung bei der Aussaat in derselben Absicht kennen wir z. B. bei den Littauern und einem Indianerstamm.

Wenn jedoch der Regen ausbleibt, so sucht man ihn durch einen ähnlichen Zauber hervorzulocken, und schon im Anfang des 11. Jahrhunderts wird eine solche Sitte unter Androhung kirchlicher Strafe verboten. In Osteuropa, das ein trockeneres Klima hat, ist der Regenzauber gewöhnlicher als in Westeuropa. Fast alle Völker der Balkanhalbinsel und die Rumänen kennen das Regenmädchen, das man bei anhaltender Dürre umgehen läßt. Gewöhnlich wird ein kleines Mädchen gänzlich entkleidet und in grüne Zweige, Blätter, Gras und Blumen eingehüllt. Von den anderen Kindern unter Absingung von Liedern begleitet, in welchen um Regen gefleht wird, zieht sie im Dorf umher, und wohin sie kommt, wird sie mit Wasser begossen.

In Nord- und Westeuropa hat man häufiger um Sonnenschein und Wärme als um Regen zu bitten. Sonnenzauber ist ebenso natürlich wie Regenzauber. Das einzige Abbild der Sonne ist das Feuer. Die dem Sonnenzauber zugrunde liegende Vorstellung spricht der Eingeborene Neu-Kaledoniens unumwunden aus, wenn er bei trübem Wetter ein Feuer anzündet und sagt: Sonne, ich tue dies, damit du heiß brennen und alle Wolken des Himmels verzehren mögest! Dieselbe Vorstellung

war sicher auch einmal in Europa mit dem Jahresfeuer verbunden, obgleich, wie wir sehen werden, hier noch andere Vorstellungen hinzukommen.

In Schweden werden am Walpurgisabend auf Hügeln und Bergen Feuer angezündet; jedes große Dorf hat das seine, so daß man an dem kühlen Frühlingsabend oft zwanzig bis dreißig auflodern sieht. Die Jugend tanzt um sie herum, aber recht geheuer ist es nicht; es wird wiederholt erzählt, daß Gespenstererscheinungen die Versammelten weggescheucht haben. Weiter gegen Süden, und zwar schon in Dänemark, wird das Jahresfeuer im Sommer am St. Johannisabend angezündet; im Norden ist der Abend der Sonnenwende zu hell, es ist nicht einmal um Mitternacht Nacht, sondern Dämmerung. Selten wird das Feuer auf den Herbst verlegt, so am Rhein, wo das Martinsfeuer vorkommt. In den keltischen Teilen Großbritanniens werden zu Anfang der Monate Mai und November Feuer angezündet, die wir durch tausend Jahre zurückverfolgen können.

Am verbreitetsten ist das Johannisfeuer, doch ist es im südlichen Deutschland häufiger als im nördlichen. In gewissen Gegenden, z. B. Schwabens, der Sudeten, der Schweiz und Oesterreichs sieht man die Feuer von vielen Bergen und Hügeln leuchten. Die Johannisfeuer scheinen jedoch im allgemeinen mehr in der Ebene mitten im Dorf, auf dem Markt oder vor dem Rathaus entfacht zu werden. Im Mittelalter nahmen sogar die fürstlichen Herrschaften an dem Fest teil und tanzten um das Feuer. Sehr gebräuchlich ist es, daß die Anwesenden, besonders die Burschen und die Mädchen Paar um Paar über oder durch das Feuer springen. Die Burschen laufen mit angezündeten Pechfackeln um oder zünden ein mit Stroh umwickeltes Rad an und lassen es einen Abhang hinunter rollen. In Niederösterreich wirft man Blumen, in Rußland grüne Birkenzweige in das Feuer, nicht selten wird auf dem Scheiterhaufen eine Puppe verbrannt; sie wird die Hexe, in katholischen Gegenden wohl auch Luther genannt; mitunter wird der Holzstoß um den Maibaum aufgeschichtet.

Das Sonnenwendfeuer und die damit verbundenen Bräuche finden sich auch in vielen anderen Ländern, in den romanischen, in England, Rußland. Die Spanier haben die Sitte nach Amerika mitgebracht; sie kehrt auch in Marokko wieder. Die älteste Erwähnung findet sich in einer Predigt, die aus dem

Anfang des 7. Jahrhunderts stammen will. Die schon im älteren Mittelalter überlieferten Gebräuche beim Sonnenwendfeuer waren mit einer Ausnahme die gleichen wie heute; es wird nämlich berichtet, daß im Feuer Gebeine verbrannt wurden, ein Brauch, dem sicher irgendein zauberischer Zweck zugrunde liegt. Damals wie jetzt wandelte man mit brennenden Fackeln um die Felder und ließ brennende Räder die Abhänge hinabrollen; damals wie jetzt glaubte man, daß das Feuer alle schädliche Einflüsse und Krankheiten wegjagen könne. Zu diesem Zweck trägt man Fackeln über die Felder und läßt Menschen und Tiere durch das Feuer springen. In Lechrain glaubte man, daß der Flachs so hoch wachsen würde, wie man zu springen vermochte; ein vom Feuer genommener Brand läßt den Flachs gedeihen, wenn er in den Acker gesteckt wird. In Böhmen steckt man die Reste der Besen, die als Fackeln gedient haben, in den Krautgarten, damit sie sie gegen Raupen schützen. An anderen Orten werden verkohlte Scheite oder Kohlen von dem Feuer auf Aecker, Fluren und Gärten gebracht oder unter dem Dach oder der Schwelle des Hauses niedergelegt, damit es vor dem Blitz bewahrt bleibe.

Eine Besonderheit Frankreichs ist die Verbrennung lebendiger Tiere. In Paris wurde der Scheiterhaufen auf dem Grèveplatz von dem König selbst angezündet; er war um einen Mast herum aufgeschichtet, an dem ein Korb mit lebenden Katzen und Füchsen aufgehängt war. Dieselbe Sitte kam auch in Metz und in den Vogesen vor. An einem Ort in den Pyrenäen wurde ein hohes Gestell von Weidengeflecht verfertigt und mit Laubwerk und Blumen geschmückt. Wenn es verbrannt werden sollte, wurde es mit so vielen Schlangen gefüllt, wie man nur fangen konnte. Vielleicht reicht diese Sitte bis in das Altertum hinauf, denn Cäsar beschreibt einen ähnlichen gallischen Brauch, bei dem man Kolosse von Weidegeflecht mit Menschen und Tieren anfüllte, die dann lebendig verbrannt wurden. Das ist eine ältere, barbarische Form des Jahresfeuers, die sich auch im alten Griechenland findet.

Wie gesagt, ist das Walpurgisfeuer selten und kommt außerhalb Schwedens nur noch in einigen Gegenden des nordwestlichen Deutschlands und Böhmens und im schottischen Hochland vor. In Deutschland wird das Walpurgisfeuer oft Hexenfeuer genannt, weil es als Schutz gegen die Hexen aufgefaßt wird. Die eigentümliche Sitte, am Walpurgisfeuer die unverheirateten Mädchen

zu versteigern, ist schon erwähnt worden. Viel häufiger wird das Feuer am ersten Fastensonntag angezündet, der daher Funkensonntag, dimanche des brandons genannt wird; gerade an diesem Tag werden in Frankreich die Paare zusammengestellt. Der französische Name, der schon im Anfang des 13. Jahrhunderts belegt ist, deutet auf die Sitte hin, an dem Abend dieses Tages mit brennenden Fackeln über Felder und Weinberge zu laufen; der Ausruf: mehr Frucht als Blätter! gibt den Zweck an; man glaubt, daß dadurch die Ernte reichlich wird und schädliche Tiere und Krankheiten ferngehalten werden.

Derselbe Brauch und derselbe Glaube kehrt im südlichen Deutschland wieder. In einigen Gegenden wird ein Baum, eine Buche oder eine Tanne mit Stroh umflochten, man setzt eine Puppe darein und zündet das Ganze an. Dies wird gewöhnlich Hexenverbrennen genannt; der alte Zweck tritt aber hervor, wenn man den damit verbundenen Glauben feststellt, daß die Aecker fruchtbar werden, soweit das Feuer gesehen werden kann, oder daß die Hexen in dem Jahre die Saaten und die Tiere nicht zu schädigen vermögen, sondern daß alles gut gedeihen wird. Auch an diesem Tag werden brennende Räder einen Abhang hinabgerollt, noch gewöhnlicher ist in Süddeutschland das Scheibenschlagen oder Scheibentreiben. Eine runde, mit Stroh umwundene und mit Pech bestrichene Scheibe, wird an einer Stange ins Kreisen gebracht; mit einer raschen Bewegung wird sie von der Stange in einem weiten Bogen durch das nächtliche Dunkel geschleudert. Dabei pflegt der Bursche den Namen seiner Geliebten auszurufen, seltener den Namen der angesehensten Leute des Ortes, die man auf diese Weise ehrt. In Oberschwaben wurde sogar die erste Scheibe zu Ehren der höchsten Dreifaltigkeit geschlagen.

Das Jahresfeuer ist in den kirchlichen Brauch als Osterfeuer eingedrungen. Am Gründonnerstag werden alle Lichter außer einem, der riesigen Osterkerze, die am Charfreitag allein brennt, ausgelöscht. Am Ostersamstag wird auch diese gelöscht und wieder angezündet, worauf damit alle andern Lichter von neuem entzündet werden. Die christliche Symbolik ist leicht verständlich; der Volksbrauch hat sich aber der kirchlichen Sitte früh bemächtigt. Im 8. Jahrhundert scheint in Deutschland die Sitte Aufnahme gefunden zu haben, das neue Feuer mit Feuerstein oder mit einem Brennglas anzufachen, d. h. neues, durch mensch-

lichen Gebrauch nicht verunreinigtes Feuer zu schaffen. Ein Jahrhundert später wurde schon das neue Feuer unter die Gemeinde ausgeteilt. Die Sitte hat sich weiter entwickelt. Vor der Kirche wird ein Scheiterhaufen aufgeschichtet, mit dem neuen Feuer in Brand gesetzt und dann eingesegnet; mit Kohlen von diesem Feuer werden die Kerzen in der Kirche angezündet, das Volk steckt Pfähle und Holzscheite in das Feuer und läßt sie verkohlen. Sie werden nach Hause gebracht und einige in neu angefachtem Feuer verbrannt — so bekommt jedes Haus neues Feuer —, andere werden als Schutzmittel gegen den Blitz aufbewahrt, wieder andere auf die Aecker, Fluren und Gärten hinausgebracht, damit diese gut gedeihen und vor Mißwachs und Hagelschlag, Schädigung durch Getier und Hexen bewahrt bleiben; im Stall angebracht schützen sie das Vieh vor jedem Schaden und die Milch vor Behexung. In den kirchlichen Osterfeuern wird zuweilen eine Puppe verbrannt; sie heißt natürlich Judas. Mitunter wird das Osterfeuer nicht vor der Kirche, sondern auf einer Anhöhe angezündet; um so viel stärker treten die volkstümlichen Bräuche hervor. Man läuft mit brennenden Fackeln um die Felder, läßt ein brennendes Rad ins Tal hinabrollen, schlägt Scheiben, kurzum alle die von dem gewöhnlichen Jahresfeuer her bekannten Gebräuche treten auf. In Schwaben soll das Osterfeuer sogar auf die altertümlichste Weise durch das Reiben zweier Holzstücke gegeneinander angefacht werden.

Das ist die urälteste Weise, Feuer zu machen, und daran knüpfen sich die deutlichsten Reste des alten Heidentums. Das Notfeuer, ein Feuer, das man bei Seuchen und Viehpest anzündete, wurde schon von der Synode in Mainz 742 und nachher von vielen anderen verboten, aber noch tausend Jahre später, 1764 bedurfte es in Schweden eines Verbotes dagegen. Das Notfeuer verhält sich zum Jahresfeuer wie ein außerordentliches Mittel zu einem regelmäßig angewandten. In allen Häusern wurde das Feuer gelöscht; ein Scheiterhaufen wurde mit einer durch das Gegeneinanderreiben zweier Holzstücke hervorgebrachten Flamme angezündet; das Vieh wurde dreimal durch das Feuer getrieben; man nahm verkohltes Holz mit nach Hause und legte Stücke in die Krippen. Noch 1818 wurde in Småland Notfeuer bei einer Viehkrankheit umhergetragen. Genau derselbe Brauch hat sich im Süden noch länger gehalten. Bei den Choleraepidemien in Marseille 1865 und in Neapel 1892 wurden große

Feuer in den Straßen entfacht, um die Krankheit zu verjagen.

Es ist eine weitverbreitete Vorstellung, daß das Feuer dadurch verunreinigt wird, daß es mit der letzten Glut, die sich unter der Asche hält, immer wieder fortgepflanzt wird. Es verliert seine reinigende Kraft. Bei Seuche und Pest tut vor allem Reinigung Not, um die Ansteckung zu entfernen, und für die Reinigung braucht man neues, reines Feuer, das immer auf die urälteste Weise hervorgelockt werden muß, gleichwie das heilige Feuer der Vesta in Rom, das einmal im Jahr erneuert werden mußte.

Das Notfeuer und das Jahresfeuer sind eng verwandt. Mitunter muß auch das Johannisfeuer auf jene alte Weise angezündet werden. Als Schutz gegen alles Böse schreiten Menschen und Tiere durch das Feuer; die Kohlen und Brände sind kräftige Schutzmittel. Der Hexenwahn hat das Feuer als Schutzmittel gegen die Hexen gedeutet. So kann es scheinen, als ob der uralte Glaube an die reinigende und unheilabwehrende Kraft des Feuers zur Erklärung des Jahresfeuers genügte. Dies ist aber nur die eine, negative Seite seines Wirkens; es wirkt auch positiv, befördert die Fruchtbarkeit und das Gedeihen der Saaten und des Viehstandes. Vielleicht könnte dies als eine Erweiterung der schützenden Kraft gedeutet werden; es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Beim Jahresfeuer spielen die Liebespaare eine große Rolle; das letztverheiratete Paar soll das Feuer anzünden, die Maipaare werden bei ihm verteilt, Burschen und Mädchen springen paarweise hindurch. Dieser Zusammenhang erklärt sich nicht aus der reinigenden Kraft des Feuers. Diese Erklärung paßt auch nicht, wo der Scheiterhaufen um den Maibaum aufgeschichtet wird oder wo eine Puppe in ihm verbrannt wird. Die Verbrennung wird als eine Hinrichtung des Judas oder der Hexe angesprochen, die Puppe stellt aber ursprünglich den Vegetationsdämon dar; er entspricht dem Maibaum, dessen Stelle er einnimmt.

Das Jahresfeuer ist wie die Maie im Herbst etwas seltener. Es kommt vereinzelt vor, daß die letzte Garbe, der Inbegriff der Wachstumskraft, im Herbstfeuer verbrannt wird. Die hier einzig mögliche Erklärung ist die schon angedeutete, daß das Jahresfeuer ein Sonnenzauber ist. Ebenso wie die letzte Garbe mit Wasser begossen wird, um der künftigen Ernte Regen zu sichern, so wird sie ins Feuer gelegt, damit die Ernte Sonnenschein und Wärme erhalte. Dieselbe Vorstellung dürfte dem

älteren Gebrauch der Verbrennung lebendiger Tiere zugrunde liegen. Ein gewöhnliches Opfer ist es nicht; bei einem solchen wird das Tier zuerst getötet. Der Regenzauber, bei dem eine Puppe ins Wasser geworfen wurde, wird oft als eine Tötung aufgefaßt; viel natürlicher war diese Auffassung, wenn die Figur ins Feuer gelegt wurde, denn das Feuer verzehrte sie ganz und gar. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Bedeutung des Feuers als Sonnen- und dadurch Fruchtbarkeitszauber zurücktritt, da die zerstörende Wirkung des Feuers mehr in die Augen fällt. Um so viel stärker tritt die andere Seite der Auffassung des Feuers, seine reinigende Wirkung, hervor, und die noch fortlebenden Vorstellungen von seiner segensspendenden Wirkung haben im großen und ganzen hieran angeknüpft.

Ein Schriftsteller des früheren Mittelalters, der die Sitte erwähnt, beim Mittsommerfeuer brennende Räder einen Abhang hinabzurollen, gibt als Grund an, daß die Sonne dann auf dem Höhepunkt ihrer Bahn angelangt sei und nunmehr niedersteige. Dieser Gedanke ist von modernen Forschern aufgenommen worden. In den flammenden Scheiben, die in weitem Bogen hinabgeschleudert werden, sehen sie ein Abbild der Sonne und in dem rollenden Feuerrad ebenfalls. Man bilde die Sonnenbahn nach und helfe so der Sonne auf den Weg. Zwar ist der Gedanke echt primitiv, stimmt aber nicht zu den Tatsachen. Denn die Jahresfeuer werden, mit Ausnahme des Johannisfeuers, nicht an den sozusagen kritischen Punkten der Sonnenbahn angezündet. Viel eher könnte man bei dieser Betrachtungsweise zur Wintersonnenwende, wenn die Sonne ihren Tiefstand erreicht hat und zu steigen beginnt, ein Feuer erwarten, gerade dann fehlt es aber. Und im Frühling und Herbst fallen die Jahresfeuer nicht mit den Tag- und Nachtgleichen zusammen. Uebrigens haben die Jahrpunkte bei unseren heidnischen Vorfahren keine Rolle gespielt; sie waren nicht einmal bekannt. Die Jahresfeuer sind überall mit den gewöhnlichen Fruchtbarkeitsgebräuchen verbunden und gehören in ihren Kreis. Man muß aber nicht nur die Saaten hervorlocken, sondern sie auch schützen; so knüpft sich hieran natürlich der Glaube an die reinigende und übelabwehrende Kraft des Feuers.

## II. Die Winterfeste.

1. **Die Zeit vor Weihnachten.** Bei Naturvölkern, die in einem kalten Klima leben, ist der Sommer die von Arbeit erfüllte Zeit; im Winter dagegen hat man weniger zu tun und lebt von den eingesammelten Vorräten — oder man muß darben. Der Winter ist daher z. B. bei den Eskimos und den nördlichsten Indianerstämmen von religiösen Festen und Zeremonien erfüllt, welche dagegen im Sommer so gut wie ganz fehlen. Einigermaßen ähnlich lagen die Verhältnisse bei den alten Germanen, wenn man darüber nur nicht vergißt, daß die Arbeit des Frühlings und des Sommers von Fruchtbarkeitsriten begleitet sein mußte. In den isländischen Sagen ist z. B. ein stehender Ausdruck, daß die Leute im Winter still auf den Höfen sitzen; freilich war hier der Sommer die Zeit der Kriegszüge. Jedenfalls brachte es der Gang der Dinge mit sich, daß man im Winter freie Zeit hatte — die in später Zeit gebräuchlichen Winterarbeiten gab es früher kaum —, daher hatte man eben auch Zeit Feste zu feiern. Die Ernte war eingebracht, und wenn der Winter — in verschiedenen Gegenden zu verschiedener Zeit — einsetzt, so daß die Tiere im Freien keine Nahrung mehr finden können, so ist die Zeit zum Schlachten da. Das Fleisch ist zum Wintervorrat bestimmt; es wird eingepökelt und geräuchert, und wer noch vor einigen Jahrzehnten das große Herbstschlachten auf einem Bauernhof miterlebt hat, weiß, was es dort für eilige Arbeit gegeben hat.

Die Schlachtezeit, deren Beginn durch das Klima bedingt ist, hat den Monaten Oktober oder November den Namen Schlachtmonat eingebracht. Seit der Einführung des Kalenders besteht eine aus der sog. Bauernpraktik wohlbekannte Neigung, die ländlichen Arbeiten auf bestimmte Tage festzulegen. Weshalb der Tag Martini in großen Teilen von Europa der große Schlachttag geworden ist, entzieht sich unserer Kenntnis, vielleicht weil es unter den bekannteren Heiligentagen derjenige war, der der durch die natürlichen Verhältnissen bedingten Schlachtezeit am nächsten lag. Vielleicht beruht es darauf, daß die antike Tradition fortlebte, nach der der Winter mit dem Morgenuntergang der Pleiaden um den 11. November begann. Derselbe Tag war auch ein wichtiger Termin des Rechtslebens; die Dienstboten wechselten dann z. B. die Stellung. Es liegt aber in der Natur

der Sache, daß die ländlichen Arbeiten und Geschäfte verschieden festgelegt werden können, und so wetteifern andere Herbsttage mit dem Martinstage, besonders Michaelis (29. September). An diesem Tag traten die Dienstboten bis vor einem Jahrhundert in Schweden und anderen Ländern die neue Stellung an; an diesem Tage ißt man in England die Gans, während man zu Martini ein Martlemasbeaf ißt. In Italien wird die Gans am ersten November gegessen, vom Beginn des 17. Jahrhunderts melden deutsche Nachrichten, daß gemeine Leute am Burkhardstag (13. Oktober) gemästete Gänse zu essen und ein großes Gelage zu halten pflegten. Es zeigt sich dasselbe Verhältnis wie so oft, daß eine Volkssitte, deren Zeit durch die natürlichen Bedingungen nur im allgemeinen bestimmt ist, kalendarisch verschieden fixiert wird, wobei auch der Zufall mit im Spiel sein kann.

In einem englischen Reallexikon heißt es unter „Martinmas": „An diesem Tage Kühe, Ochsen und Schweine zu schlachten, Fleisch in den Rauch zu hängen und einzusalzen als Vorrat für den Winter und an diesem Tage selbst bei Wurstessen und Trinken sich gütlich zu tun, war und ist in England sowohl als in Deutschland eine verbreitete Sitte." Zwar war das Schlachten eine ernste Arbeit, aber es fiel immer etwas Leckeres ab, das gleich aufgegessen werden mußte, und so wurde es zum Fest. Dann ist die zu Martini ausgewachsene und fette Gans zum Zeichen des Tages geworden. Zum Braten gehört aber ein guter Trunk, und auch hierzu gibt Martini Gelegenheit: „St. Marteine macht den Most zu Weine", denn von Martini an beginnt der neue Wein trinkbar zu werden, und daher werden in den weinbauenden Gegenden die Fässer an diesem Tag angezapft und der neue Wein gekostet. „Heb an zu Martini, trink Wein per circulum anni (durch den Kreis des Jahres)" lautet ein anderes der vielen hierauf bezüglichen deutschen und französischen Sprichwörter. Der Name des Festes im mittelalterlichen Latein, Martinalia, wird daher in einem alten Glossar mit einem griechischen Wort wiedergegeben, das wörtlich übersetzt Faßöffnungsfest bedeutet.

Das Essen und Trinken ist zu Martini die Hauptsache und der fromme Bischof von Tours ist zu dessen Schutzpatron geworden. Von den volkstümlichen Bräuchen ist das Martinsfeuer schon erwähnt worden, und anderes soll unten zur Sprache kommen. Zunächst müssen wir uns einem ganz anders gearteten

Tag zuwenden, der kurz vorher fällt, dem Allerseelentag. Dies ist ein Tag, an dem sich wer auch sonst alle zur Religion führenden Brücken hinter sich abgebrochen hat, doch von dem alten Gefühl nicht losreißen kann. Die Kirchhöfe in den katholischen Ländern füllen sich mit Blumen und Besuchern, die der lieben Hingeschiedenen gedenken. Die volkstümlichen Bräuche sind durchaus nicht feierlich, denn dem Volk stehen die Toten nahe; es verkehrt daher auch mit ihnen auf eine Weise, die dem gebildeten und wohlerzogenen Städter familiär erscheint. In Italien schmaust und trinkt man den Toten zu Ehren, die Kinder erhalten als Spielzeug Totenschädel und Gerippe von Zuckerwerk. In Tirol werden die Seelen in dieser Nacht aus dem Fegefeuer losgelassen, kehren in ihre alten Wohnungen ein und reiben ihre Brandwunden mit dem Talg des auf dem Herde brennenden Seelenlichtes ein; das Zimmer wird für sie geheizt und Kuchen auf dem Tisch zurückgelassen. In Süddeutschland und Oesterreich backt man eine besondere Art Weißbrot, das meist eine länglichrunde Form und an den Enden zwei kleine Zipfel hat, es wird Seelenbretzel, Seelenzöpfe u. ä. genannt. In England mußte das Tischtuch die Nacht über liegen bleiben, und Speisen mußten für die Seelen auf dem Tisch zurückgelassen werden; das Feuer durfte nicht ausgehen, damit die Seelen sich daran wärmen könnten. Abends ist vor den Türen Gesang zu hören; es sind Kinder und Arme, die im Namen der Seelen kommen und um milde Gaben bitten. Auf Sizilien werden Geschenke an die Kinder verteilt; es sind die Seelen, die ihre Schuhe mit Spielzeug und Backwerk füllen. Wir werden sehen, daß genau dieselben Bräuche im Norden in der Christnacht wiederkehren.

Ein Allerseelentag findet sich auch bei den slavischen Völkern, er wird aber im Frühling und zwar gewöhnlich am Sonntag nach Ostern oder in der Woche vor Pfingsten gefeiert. In der orientalischen Kirche findet das Totenfest am Samstag der ersten Fastenwoche statt; Brote werden gesegnet und unter die Anwesenden verteilt. Das Fest hat sehr alte Wurzeln. Die meisten Völker kennen einen Allerseelentag, an dem auch die namenslosen und längst vergessenen Toten einen Anteil am Totenkult erhalten; die Seelen steigen aus den Gräbern empor und besuchen die Wohnungen der Lebenden. Gewöhnlich findet diese Feier in der Frühlingszeit statt. So war es im alten Rom, in Griechenland und Persien. Noch im 6. Jahrhundert mußte eine gallische

Synode gegen die Feier des römisch-heidnischen Allerseelentages, der cara cognatio am 22. Februar einschreiten. Ganz dunkel ist, weshalb die christliche Feier auf den Anfang des Novembers verlegt worden ist. Allerheiligen wurde schon im 8. Jahrhundert gefeiert; sehr wahrscheinlich stellt diese Feier einen älteren Versuch dar, die Allerseelenfeier als Fest der Heiligen in kirchliche Bahnen zu lenken. Das Volk ließ es sich jedoch nicht nehmen, alle Toten zu feiern, und so wurde Allerseelen schnell sehr populär, nachdem der Abt Odilo in Clugny die Feier im Jahr 998 offiziell eingeführt hatte.

Der Vorabend des Allerseelentages ist in England einer der großen Orakeltage; die gewöhnlichen Orakelarten kehren wieder; ein Mädchen stellt ihre Schuhe in Form eines T hin oder wäscht ihr Hemd und hängt es über einen Stuhl, damit ihr zukünftiger Gatte sich ihr im Traume zeige. In Wales sammelten sich die Frauen in der Kirche, um zu erfahren, welche von ihnen im kommenden Jahr sterben würden.

In Deutschland ist dagegen der Andreasabend (der 30. November) ein großer Orakeltag. Man gießt Blei oder Eiweiß in kaltes Wasser, läßt Nußschalen mit ganz kleinen Lichtern auf dem Wasser schwimmen und weissagt daraus die Zukunft. Oder ein Mädchen schließt sich in seinem Zimmer ein, entkleidet sich und gießt in einen Becher Wasser und in einen anderen Wein; ihr zukünftiger Gatte erscheint dann und trinkt, wenn er reich ist, von dem Wein, wenn er arm ist, von dem Wasser. Wieder findet sich genau dasselbe im nordischen Brauch der Christnacht. In Kroatien fastet man, um im Traum die Braut zu schauen. In Rumänien sind die Vampire gerade an diesem Abend gefährlich.

Wir kehren zum Martinstage zurück. Eine Erinnerung daran, daß dieser Tag die Grenzscheide zwischen Sommer und Winter bildete, ist die Sitte, daß der Dorfhirt einem Bauern die Martinsgerte übergibt; dieser bewahrt sie bis zum Frühling auf, wo das Vieh damit zum erstenmal auf die Weide getrieben wird. Die Martinsgerte bezweckt die Förderung der Fruchtbarkeit des Viehs und ist nichts anderes als ein Maienzweig, wie schon das Aussehen verrät; sie ist ein Birkenast, dessen Zweige und Blätter bis auf einen Büschel an der Spitze abgestreift sind; Eichenblätter und Wacholderzweige werden daran festgebunden.

In den vlämischen Gegenden geht St. Martin selbst in voller

Bischofstracht mit der Bischofsmütze auf dem Kopf und dem Krummstab in der Hand um. Er besucht ein Haus nach dem anderen und fragt nach, wie die Kinder sich betragen haben. Wenn sie fleißig und artig gewesen sind, schenkt er ihnen Aepfel und Nüsse aus seinem großen Korb, sonst eine Rute. Mitunter geht er nicht in körperlicher Gestalt herum, sondern die Kinder hängen ihre Strümpfe mit Heu vollgestopft vor die Tür und finden sie des Morgens mit Geschenken gefüllt. Das Heu ist Futter für das weiße Pferd, worauf St. Martin reitet, eine Vorstellung, die einem auch in Schlesien begegnet. In Schwaben sieht der „Pelzmärten" ganz anders aus; er ist in Pelz gekleidet und schreckt die Kinder. Mitunter ist sein Gesicht geschwärzt, er ist mit Kuhschellen behängt und verteilt bald Schläge bald Aepfel und Nüsse.

Noch häufiger tritt ein anderer Winterheiliger, St. Nikolaus, dessen Tag der 6. Dezember ist, in derselben Rolle auf. Sein Tag spielt in den katholischen Ländern dieselbe Rolle für die Kleinen wie in den protestantischen der Christabend. In Deutschland geht St. Nikolaus in voller Bischofstracht um; oft ist er von einer fürchterlichen Gestalt mit geschwärztem Gesicht, Hörnern, heraushängender Zunge begleitet, die auch mit Ketten beladen ist und verschiedene Namen wie Klaubauf, Klapperbock usw. trägt. Der Heilige verhört die Kinder, ob sie beten können; die Belohnung führt ein Diener in einem großen Korb mit sich. Die Faulen schreckt er, indem er auf den hinter ihm stehenden Klaubauf zeigt. In Holland und Belgien gleichen die Nikolaussitten den erwähnten Martinssitten genau. Mitunter entwickelte sich der Aufzug zu einem kleinen Maskenspiel, bei dem mehrere Personen auftraten; der „heilige Christ" war der Freund und Beschützer der Kinder.

Mitunter geht St. Nikolaus nicht an seinem eigenen Tag, sondern zu Weihnachten um; er wird dann von einer anderen Gestalt, dem Knecht Ruprecht begleitet, der ungefähr so wie Klaubauf maskiert ist, so daß er die Kleinen fürchterlich schreckt. In Norddeutschland geht Knecht Ruprecht am Weihnachtsabend allein um, verhört die Kinder, bestraft oder belohnt sie mit Aepfeln und Nüssen, je nach den Umständen. Er ist in Pelz gekleidet oder in Stroh gehüllt, er trägt einen Stock in der Hand und hat auch andere Namen wie rû Clas, Bullerclas, Josef, de hêle Christ. Zuweilen reitet er auf einem Schimmel, zuweilen

führt er auch andere Gestalten mit sich, wie einen in Erbsenstroh gehüllten Bär, den heiligen Christ, der durch ein weißgekleidetes Mädchen dargestellt wird, und einen Schimmelreiter.

Es läßt sich nicht vermeiden, hier auf die Weihnachtsbräuche zu kommen, weil die letzterwähnten Bräuche mit diesen zusammenfließen. Im Elsaß wird ein Mädchen als Christkindchen verkleidet; ihr Gesicht ist mit Mehl bestäubt, auf dem Kopf trägt sie eine Krone von Goldpapier mit brennenden Wachskerzen, in der einen Hand ein silbernes Glöcklein, in der anderen einen Korb mit Zuckerwerk. Ihr folgt unter Kettengerassel Hans Trapp, der in ein Bärenfell eingehüllt ist, geschwärztes Gesicht, einen großen Bart und in der Hand eine Rute hat.

Im Gefolge Knecht Ruprechts tritt manchmal der Schimmelreiter auf, und auf Usedom auch der Klapperbock. Beide sind Ueberreste einer weitverbreiteten Tiermaskerade, auf die unten näher eingegangen werden muß. Der Schimmel wird von einem Mann, der auf allen vieren geht, oder von drei oder vier Burschen, die gebeugt hintereinander gehen, dargestellt. Sie werden in einen Teppich eingehüllt; den Kopf bildet ein wirklicher Pferdekopf, der auf einer Stange befestigt ist. Auf dieses wunderliche Tier sitzt der Schimmelreiter auf; er ist zuweilen verschleiert, zuweilen trägt er auf dem Kopf einen Topf mit glühenden Kohlen, welche durch Mund und Augen darstellende Oeffnungen des Topfes hindurchscheinen. Der Klapperbock ist genau so ausgestattet wie der englische Old Hob, der am Allerseelentag umhergetragen wird. Ein in ein Zeugstück eingehüllter Bursche trägt auf einer Stange einen Pferde- oder Bockskopf; am Unterkiefer ist eine Schnur befestigt, mit der der Kiefer in Bewegung gesetzt werden kann. So zieht man umher, läßt den Kiefer klappern, verfolgt die Leute und sammelt Gaben ein. Aehnlich ist die Habergaiß in Steiermark beschaffen.

Dies alles, von dem frommen Bischof, der die Kinder beten lehrt, bis zu diesen wenig geheuren Gestalten hängt deutlich zusammen. Die Bräuche sind dieselben, sei es daß sie zu Weihnachten, sei es, daß sie am Nikolaustage oder sonst vorkommen. Die Uebertragung der St. Nikolausbräuche auf Weihnachten ist durch den Protestantismus gefördert worden. Im 17. Jahrhundert klagt z. B. ein protestantischer Pfarrer darüber, daß die Eltern den Kindern sagen, St. Nikolaus komme mit Geschenken; dies sei keine gute Sitte, da sie die Gedanken der Kleinen

auf die Heiligen statt auf Christus, den Geber aller guten Gaben, lenke.

In den Heiligenlegenden haben diese Bräuche gar keinen Anhalt; es sind deutlich volkstümliche Bräuche, die aus irgendeinem Anlaß an St. Nikolaus oder St. Martin angeknüpft haben. Die Erklärung bietet große Schwierigkeiten, da die Bräuche ins Christliche und Erzieherische umgemodelt worden sind. Ich kann nur unter allem Vorbehalt der Vermutung Ausdruck geben, daß die Rute in der Hand des Bischofs ursprünglich die Lebensrute ist und daß die von ihm verteilten Gaben, zumeist Aepfel und Nüsse, auch einmal wie der Maienzweig den Fruchtbarkeitssegen vermittelt haben. Parallelen lassen sich auch im antiken Volksbrauch aufzeigen, und daß die Lebensrute in der Weihnachtszeit und zu Martini vorkommt, ist schon erwähnt worden. Daß ein solcher, ursprünglich ernst gemeinter Brauch zu einem Kinderspiel herabsinkt, ist nur etwas, was man bei den Volksbräuchen immer wieder beobachtet. Dadurch wird die Tiermaskerade nicht erklärt; wir müssen später darauf zurückkommen (S. 54 u. 59).

Auch am Luciaabend (13. Dezember) geht ein den erwähnten Gestalten ähnliches Ungeheuer im Böhmerwald umher, Frau Luz; sie zeigt sich gewöhnlich als Ziege mit einem übergebreiteten Tuch und hindurchgesteckten Hörnern; sie ermahnt die Kinder zum Beten, verteilt an die guten Obst, den schlimmen droht sie den Bauch aufzuschlitzen und Stroh und Kieselsteine hineinzulegen. Jenes hat sie von St. Nikolaus, dieses von Frau Perchta, die am hl. Dreikönigstag umgeht, entlehnt. Auch sonst ist es an diesem Abend nicht geheuer; die Hexen sind in Bewegung; man räuchert das Haus, um sich gegen sie zu schützen. Die Nacht ist in vielen Gegenden Deutschlands und Schwedens eine Orakelnacht wie auch der bald darauf folgende St. Thomasabend (21. Dezember). Solche Nächte werden Rauhnächte genannt und in verschiedenen Gegenden verschieden angesetzt, fallen aber kurz vor oder in die Weihnachten. Die Mächte sind in Bewegung, man muß sich schützen, kann aber dann auch in die Geisterwelt und in die Zukunft hineinblicken.

In den westlichen Landschaften Schwedens ist der Luciatag ein noch eifrig gefeiertes Vorspiel des Weihnachtsfestes. Sitte ist, daß ein weißgekleidetes Mädchen, das eine mit brennenden Kerzen besteckte Krone auf dem Haupt trägt, die schlafenden

Hausbewohner in der frühesten Morgenzeit weckt und ihnen Kaffee ans Bett bringt. Sobald man sich angekleidet hat, versammelt man sich zu einem frühen fröhlichen Frühstück. Die Herkunft des Brauches ist in Dunkel gehüllt. Die Aehnlichkeit der schwedischen Lucia mit dem elsässischen Christkind kann auf Zufall beruhen. Vielleicht spielt auch die Gelehrsamkeit hinein, die wußte, daß Lucia von lateinisch lux, Licht herkommt. In früheren Jahrhunderten wurde der Luciatag als Schlußtag des Herbstsemesters in den Schulen viel gefeiert. Es wird aber auch erzählt, daß man einstmals eine Kuh mit Kerzen zwischen den Hörnern als Lucia herumgeführt habe. Im Volksglauben ist Lucia mit Lilith vermischt worden und gilt als Mutter der Unterirdischen, der Wichte und Kobolde. Auch heißt es, daß die Lucianacht die längste Nacht des Jahres ist; man hat vermutet, daß diese ihre Bedeutung und vielleicht auch die einzelnen Gebräuche einer Zeit entstammen, in der dank der Ungenauigkeit des julianischen Kalenders die Wintersonnenwende wirklich auf den 13. Dezember fiel.

2. **Weihnachten und die Zwölften.** Die Schilderung der Weihnachten erbietet eine gewisse Schwierigkeit, denn meine Leser werden sich in ihr nicht heimisch fühlen. Dem ganzen Zweck der Darstellung gemäß kann ich nämlich diejenigen Bräuche, die christlichen Vorstellungen entstammen, nur gelegentlich streifen. Diese, die Krippenfeier, die Weihnachtsspiele, die Sternsänger usw., geben in Deutschland und anderen Ländern Mitteleuropas dem Weihnachtsfest sein Gepräge; je weiter man aber gegen Norden kommt, desto mehr treten sie hinter anderen Bräuchen volkstümlichen Ursprunges zurück. Im älteren skandinavischen Weihnachtsbrauch erscheint das Christliche nur als eine dünne Tünche, unter welcher ganz andersartige Bräuche fast überwältigend stark hervortreten. Es scheint, als ob fast alles was von älteren und noch vorchristlichen Vorstellungen und Bräuchen fortlebte, sich um die Weihnachten zusammengeschlossen hat. Ich kann daher nicht umhin, gerade hier viele nordische Sitten heranzuziehen.

In deutscher Volkssitte findet sich an verschiedene Tage der Weihnachtszeit das Verbot geknüpft, irgendeine Arbeit auszuführen, die eine umdrehende Bewegung erfordert, insbesondere das Spinnen. In Schweden gilt das Verbot für die ganze Weihnachtszeit gleich wie früher auch für jeden Donnerstag, der im germanischen Volksglauben überhaupt eine wichtige Rolle

spielt, und wird sehr streng innegehalten. In der Weihnachtszeit soll die Arbeit überhaupt ruhen, nur das Allernotwendigste darf ausgeführt werden. In Deutschland knüpft das Verbot des Spinnens an Frau Holle oder Frau Perchta an; beide gehen mit ihrem Gefolge in der Weihnachtszeit um. Frau Holle wird als Spinnerin aufgefaßt, sie hilft fleißigen Spinnerinnen, den faulen verbrennt oder beschmutzt sie den Rocken. Wenn mit den Weihnachten Frau Holle ins Land zieht, werden die mit Flachs gefüllten Spinnrocken beiseite gestellt, und zwar ist dies der springende Punkt, wie die verwandten Vorstellungen von Frau Perchta zeigen. Diese ist vor allem in der Nacht vor dem hl. Dreikönigstage zu Gange. Sie besichtigt die Spinnstuben; wen sie spinnend findet, der reicht sie einen Haufen Spulen mit dem Befehl, sie in kürzester Frist voll zu spinnen. Viele habe sich nur mit äußerster Not aus dieser peinlichen Lage gerettet. Eine alte Spinnfrau hörte am Dreikönigsabend nicht auf zu spinnen; Sohn und Schnur warnten. Sie antwortete nur: ei was, Perchta bringt mir keine Hemden; ich muß sie selbst spinnen. Nach einer Weile wurde das Fenster aufgeschoben; Perchta schaute in die Stube und warf ihr leere Spulen zu, die sie in einer Stunde voll gesponnen wieder abholen würde. Wir werden später ganz andere Vorstellungen über Frau Holle und Perchta antreffen (S. 52); wahrscheinlich ist die eben erwähnte späteren Ursprunges und bezweckt nur das alte Verbot des Spinnens einzuschärfen. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß nach frühmittelalterlichen Quellen die Frauen beim Weben und Färben Göttinnen anriefen, deren Namen leider in lateinischer Umschreibung gegeben werden.

Es wird gewöhnlich als eine eigentümlich nordische Sitte angesprochen, zu Weihnachten den Fußboden mit Stroh zu bedecken; sie findet sich aber auch unter den von dem Priester Alßo ausgangs des Mittelalters aufgezeichneten böhmischen Weihnachtssitten; dort wurde, was auch in Schweden vorkam, auch der Fußboden der Kirchen mit Stroh bedeckt. Wahrscheinlich ist dies nur das Fortleben eines im Mittelalter oft vorkommenden Brauchs, nach dem bei festlichen Gelegenheiten sogar in den Palästen und Burgen Stroh über den Fußboden gebreitet wurde. Das Volk hat die Sitte als eine Erinnerung daran gedeutet, daß das Christkind in der Krippe auf Stroh gelegt wurde. In Schweden schliefen die Hausleute während der Weihnachten

auf dem Stroh; die Betten wurden den Seelen oder den Engeln, die in der heiligen Nacht auf Besuch kamen, überlassen. An das Weihnachtsstroh haben sich viele abergläubische Vorstellungen geknüpft. Es wird dem Vieh als Futter gereicht, wenn es im Frühling auf die Weide getrieben wird, um es vor Unfällen zu schützen; es wird auf den Aeckern ausgebreitet, um sie fruchtbar zu machen.

In ganz Europa ist die unter dem Namen Weihnachtsblock oder Christblock bekannte Sitte verbreitet. Ein Baumstamm wird am Weihnachtsabend mit großer Feierlichkeit in das Haus eingebracht und mit dem einen Ende auf den Herd gelegt. Er ist so groß wie möglich, das Ende ragt weit in die Stube hinein und ruht auf einem Bock, auf dem man oft niedersitzt. In Deutschland wird der Christblock schon am Ende des 12. Jahrhunderts erwähnt. Die verkohlten Stücke werden aufgelesen und schützten gegen alles Böse, das Haus gegen den Blitz, das Getreide gegen Mäuse; auf den Aeckern während der Zwölften ausgestreut machen sie diese fruchtbar. Es kommt sogar vor, daß das letzte Stück des Christblocks mit der letzten Garbe zusammengebunden wird. In Frankreich heißt der Christblock souche de Noël oder Chalendal u. ä. In der Provence wird bei der Einbringung ein Lied gesungen, des Inhalts, daß die Frauen Kinder, die Ziegen Zicklein, die Schafe Lämmer gebären mögen, Korn und Mehl im Ueberfluß vorhanden und das Faß immer voll Wein sein möge. Das jüngste Kind gießt im Namen der Dreifaltigkeit Wein über den Stamm, und der Block soll in den Zwölften jede Nacht brennen. Die Kohlen werden auf dieselbe Weise verwandt wie in Deutschland. In England achtet man genau darauf, daß der Block während der ganzen Weihnachtszeit brennt, und zwar soll er mit dem Rest des vorjährigen angezündet werden. Auch bei den slavischen Völkern der Balkanhalbinsel und bei den Griechen kommt der Christblock vor; bei diesen schützt sein Feuer gegen die Kallikantzaren, halbtierische Ungeheuer, welche in den zwölf Nächten umgehen.

Die Bedeutung ist überaus unsicher. Einerseits erinnern die Wirkungen, die den Kohlen des Christblocks zugeschrieben werden, an die Jahresfeuer, und man könnte geneigt sein, im Christblock den Vertreter des im Winter fehlenden Jahresfeuers zu sehen. Andererseits könnte man darauf hinweisen, daß die Geisterwelt in den Weihnachten besonders in Bewegung

ist; man muß sich dagegen schützen, und das Feuer gewährt den besten Schutz, weswegen es nicht ausgehen darf. In Schweden muß die ganze heilige Nacht hindurch ein Holzstoß auf dem Herd brennen, wie man sagt, damit die Seelen sich daran wärmen können. Auch die Kerzen sollen die ganze Nacht hindurch brennen, und ihnen wird dieselbe segenbringende Kraft wie sonst dem Christblock zugeschrieben. Jedenfalls hat sich hier durch den Konservatismus der durch religiöse Scheu geheiligten Volkssitte die älteste Weise zu heizen erhalten, indem ein ganzer Baumstamm, ohne zerhauen zu werden, ins Feuer gelegt wird.

Die Sitte der Weihnachtsgeschenke wird mit großer Einstimmigkeit auf den römischen Brauch der Neujahrsgeschenke zurückgeführt, über den unten S. 58 zu handeln ist. Die Geschenke wurden noch in der frühchristlichen Zeit Norwegens am Neujahrstag von dem König unter seine Mannen verteilt, „wie es Fürstensitte in anderen Ländern ist", fügt bezeichnenderweise der alte Sagaerzähler hinzu. Neujahrsgeschenke waren vor nicht langer Zeit in einer Gegend Schwedens ebenso gebräuchlich wie Weihnachtsgeschenke; im allgemeinen ist aber das Schenken schon im Mittelalter auf das Weihnachtsfest verlegt worden. Bei Alßo trägt der Weihnachtsabend den Namen largum sero (der freigebige Abend), weil die Leute einander Gaben schicken; dies erinnert noch an die römische Vorstellung, nach der man dies tut um das ganze Jahr hindurch Glück zu haben. Daran erinnert auch, daß überall diese Geschenke zwischen fürstlichen Herrschaften oder überhaupt Höherstehenden und ihren Untertanen bzw. Untergebenen ausgetauscht werden. So ist es auch in den Klöstern. Recht volkstümlich wurde die Weihnachtsbeschenkung erst als sie zur Kinderbescherung wurde. Hier kann aber die Herleitung von der römischen Neujahrsbeschenkung nicht mehr aufrecht erhalten werden. Wir haben gesehen, daß die Kinderbescherung in katholischen Ländern an anderen Tagen, und zwar besonders an den des hl. Nikolaus gebunden ist und allmählich durch protestantischen Eifer auf Weihnachten übertragen wurde (S. 44). Der „hêle Christ", der in Norddeutschland am Weihnachtsabend Geschenke unter die Kinder verteilt, ist nur eine Umbildung des hl. Nikolaus. Wir haben also wenigstens mit einem Nebeneinfluß anderen Ursprungs zu rechnen, über den oben S. 45 eine Vermutung vorgetragen wurde. In Mecklenburg und Vorpommern

wird das Geschenk in das Zimmer hineingeworfen; der Geber ruft, wenn er die Tür öffnet, „Julklapp!“. Dies ist einer der wenigen aus der Schwedenzeit fortlebenden Bräuche; denn Julklapp ist das schwedische Wort für Weihnachtsgeschenk, und früher sollte das Geschenk immer in viele Hüllen gewickelt durch die Tür ins Zimmer geworfen werden. Der Geber klopfte mit einem Schlag an die Tür, ehe er öffnete; durfte sich aber nicht ertappen lassen. Die Sitte scheint echt volkstümlich zu sein, ist aber schwierig zu erklären. Man hat sie vermutlich mit Unrecht mit einer süddeutschen Volkssitte, den sog. Anklöpferlinsnächten zusammengestellt. Gewöhnlich in der Adventszeit gehen die jungen Leute im Dorf umher, klopfen mit Holzkeulen an die Türen, sprechen einen Weihnachtswunsch und erhalten eine kleine Gabe.

Besondere Mahlzeitssitten haben sich weniger in Deutschland als in den anderen germanischen Ländern im weihnachtlichen Gebrauch erhalten. In Schweden ißt man noch überall an den Vorabenden der großen kirchlichen Feiertage, vor allem aber am Weihnachtsabend Stockfisch und Milchreis, also Fastenspeisen; am Mittag desselben Tages aber in Schweinefleischbrühe getauchtes Brot. Letzteres ist auch in Angeln und Friesland gebräuchlich; Müllje oder Mullebröd ist ein Stück Brot, das mit abgeschäumtem Fett von gekochtem Speck übergossen wird. Ueberhaupt ist Schweinefleisch das stehende Gericht auf dem nordischen und englischen Weihnachtstisch. In keinem schwedischen Haus fehlt der Weihnachtsschinken; früher kam ein ganzer Schweinskopf auf den Tisch; im Queens College in Oxford wird er unter Absingung eines alten lateinischen Liedes hereingetragen. Nun hat man dies an ein Zeugnis von Schweinsopfer bei dem altnordischen, heidnischen Julfest anknüpfen wollen (s. S. 65); ganz unmöglich ist dies nicht, man muß sich aber vergegenwärtigen, daß unter älteren Verhältnissen das Schwein, das sich im Winter in den Wäldern an Eicheln mästete, zur Weihnachtszeit das einzige Schlachttier war.

In Deutschland kommen dagegen eine Unmenge Weihnachts- und Gebildbrote vor. In Schweden wird ein großer Haufen dieser Brote vor jedem Mitglied des Hauses aufgestapelt; sie erhalten oft Tierform (Juleber, Julbock usw.). Eigenartig ist die Beziehung auf die künftige Aussaat, die die Weihnachtsbrote hier besitzen. In Schleswig findet sich etwas Aehnliches, indem

der Bauer am Weihnachtsabend die Endstücke der Brote abschnitt, sie mit dem Kreuzeszeichen segnete und bis zum Frühling aufbewahrte, wo sie den Zugtieren ausgeteilt wurden. Nun ist es in Deutschland und England, wo dies schon um das Jahr 1000 erwähnt wird, Sitte, im Frühling bei Beginn des Pflügens den Zugtieren geweihtes Brot zu geben oder den Pflug über ein Brot gehen zu lassen, das nachher den Armen geschenkt wird, damit sie für eine gute Ernte beten. In Schweden wird das Weihnachtsbrot bis zur Vollziehung der Pflügegebräuche im Frühling aufbewahrt. Es wird an alle Mitglieder des Hauses verteilt, auch die Tiere bekommen etwas ab, vor allem soll der Pflüger und seine Zugtiere ein Stück davon genießen; einige Stücke werden zerrieben und zugleich mit der Aussaat auf den Acker gestreut. Auch kommt es vor, daß der Pflug den Kuchen zerschneiden muß, ehe er verzehrt wird, oder man sitzt beim Essen auf dem Pflug.

Der Zweck ist sich einer guten Ernte zu versichern; diesem sog. Säekuchen wohnt wie der letzten Garbe die Wachstumskraft inne. Bezeichnend ist es, daß in Schleswig die Endstücke des Brotes diese Verwendung erhalten oder daß in Schweden der Säekuchen von dem letzten im Backtrog übrig gebliebenen Teig gebacken wird; in dem letzten Teig und in den Endstücken konzentriert sich wie in der letzten Garbe die ganze Wachstumskroft. Auch kommt es vor, daß der ziemlich vertrocknete Säekuchen in einem Schluck des ebenfalls aufbewahrten Weihnachtsbieres erweicht wird; zu Weihnachten wird auch besonders starkes Bier gebraut, und auch daran knüpfen sich einige Volksvorstellungen und Volksbräuche.

Im schwedischen und norwegischen Volksbrauch fanden sich wenigstens bis vor kurzem Reste von etwas, was man heidnische Opferbräuche nennen möchte. Auf dem Hof des Bauern steht der Schutzbaum, von dem das Gedeihen des Hauses abhängt; über seine Wurzeln wird eine Kanne Bier ausgegossen. Im Haus wohnt der Hauskobold, der seinen Wohlstand geschäftig vermehrt; ihm wird ein Teller Milchreis in eine Ecke gesetzt; der Brauch, wenn auch nicht der Glaube, lebte noch in meiner Kindheit fort. In Norwegen sagt man auch, daß das Opfer dem im nahen Grabhügel wohnenden Toten gebracht wird. Auch die Gestalten des Volksglaubens feiern Weihnachten wie die Menschen. Die Hügel, worunter die Wichtelmännchen leben, heben sich in dieser

Nacht auf goldenen Stützen, und man sieht die glitzernden Säle, in denen die Unterirdischen Weihnachten feiern. Es findet sich auch der Glaube, daß diese Wesen in der Christnacht in den Wohnungen der Lebenden einkehren. Auf Island war es lange Sitte, überall im Hause Lichter aufzuzünden, worauf man die Alfen mit den Worten zu kommen einlud: seid hier, wie ihr sein wollt! In Norwegen glaubt man in gewissen Gegenden ganze Scharen der sog. Weihnachtsburschen gesehen zu haben; der ganze Hof war von ihren Pferden erfüllt. Man setzt Speisen und Trank für sie bereit, denn wenn sie nichts bekommen, richten sie Schaden an. Nichts darf kreuzweise gelegt werden, denn weil sie heidnische Wesen sind, können sie das nicht anrühren. Durch die bildende Kunst und die Poesie ist die Vorstellung von der Asgårds-reihen, die mit der wilden Jagd verwandt ist, bekannter geworden. Sie zieht besonders in der heiligen Nacht einher. Die Geister reiten unter fürchterlichem Lärm durch die Luft dahin, das Vieh sucht sich in wilder Furcht loszureißen, Menschen werden manchmal entführt. Mitunter nimmt die Schar die Stube in Besitz, so daß die Menschen zum Stall ihre Zuflucht nehmen müssen. Was von Speisen und Branntwein auf dem Tisch gelassen worden war, ist nachher verschwunden.

In Südschweden, Dänemark und Deutschland kehrt diese Vorstellung als die wilde Jagd wieder; es ist ein Jagdzug mit klaffenden Hunden geworden, der besonders in den Zwölften einherfährt. Es wird häufig erzählt, daß jemand dazu verdammt worden ist, weil er in den Weihnachten jagte. Der Führer wechselt. Er heißt Wode, d. h. Wuotan, Hackelberend, Heljäger, es ist der Teufel selbst oder Dietrich von Bern oder Frau Gauden. Wenn man die Tür nicht richtig schließt, kann sich einer der Hunde der Frau Gaude oder Hackelberends ins Haus verirren; er bleibt winselnd und Kohlen fressend am Herd liegen, bis der Zug in den nächsten Weihnachten vorüberzieht, er springt dann bellend auf und folgt ihm nach. Frau Gaude steht Frau Perchta nahe; auch diese geht, wie erwähnt, in den Zwölften um; es wird ihr ein Tisch gedeckt; ihr Gefolge besteht aus Kindern, die ungetauft gestorben sind. So tut auch Frau Holle. In ganz Europa sind die Weihnachten, d. h. die Zwölften eine Spukzeit. In Polen und Livland laufen die Werwölfe umher, die Huzulen glauben, daß Dämonen das Vieh plagen, die Albanesen und

Griechen, daß fürchterliche Ungeheuer umgehen, gegen die die Menschen sich nur mit Mühe schützen können.

In Schweden ist die Einkehr dämonischer Wesen auf die Rückkehr der Seelen übertragen, die heilige Nacht ist zur Allerseelennacht geworden. Wenn die Leute spät nachmittags das Dampfbad verlassen, das ehemals jeder schwedische Bauernhof hatte, so soll es tüchtig angeheizt werden, damit auch die Seelen ein Dampfbad nehmen können. Man überläßt den Seelen die Betten und schläft selbst auf Stroh auf dem Fußboden. Speisen und Getränke bleiben in der Nacht für die Seelen auf dem gedeckten Tisch stehen, und für sie lodert das Feuer auf dem Herd. Vereinzelt wird dem Brauch eine christliche Deutung untergeschoben, indem man die Vorgänge auf die Engel überträgt. Die katholische Mitternachtsmesse der heiligen Nacht wurde vom Protestantismus auf die frühen Morgenstunden verlegt; sie lebt in der Volkssage als die Mitternachtsmesse der Toten fort, die aus den Gräbern emporsteigen und sich in der Kirche versammeln. Bezeichnend ist, daß man am Ende der Weihnachtszeit die Seelen zur Tür hinausweist, wie es die alten Griechen bei ihrem Allerseelenfest taten.

Weil die Geisterwelt in Bewegung ist, ist Weihnachten die große Orakelzeit, und zwar in Skandinavien viel ausgeprägter als in Deutschland. Sehr bekannt ist in Schweden der sog. Jahresgang. Man muß fastend und schweigend nach drei oder sieben Kirchen gehen und sie umschreiten. Auf dem Weg sieht man das ganze kommende Jahr sich aufrollen. Naht sich ein Krieg, so hört man das Getrampel von Soldaten und Pferden. Wird die Ernte gut, so hört man die Aehren vor der Sense fallen. Wo jemand sterben soll, sieht man einen Leichenzug den Hof verlassen. Ein ähnlicher Brauch ist auch in Deutschland nicht unbekannt. Wenn man am Weihnachtsabend vom Dorfe aus auf ein mit Winterkorn bestelltes Feld geht, so hört man alles, was sich im kommenden Jahr ereignen wird, die Tritte von Menschen und das Wiehern von Pferden, wenn es Krieg geben wird, das Knistern des Feuers, wenn eine Feuersbrunst brechen, den Gesang am Grabe, wenn jemand sterben wird. Sowohl in Deutschland wie in Schweden und auf Island heißt es auch, daß man auf die Kreuzwege gehen soll, um die Zukunft zu schauen; das sind die altgermanischen Orakelorte. Man kann auch sonst auf allerlei

Weise in den Weihnachten in die Zukunft schauen; die Mittel sind die gewöhnlichen schon vorher erwähnten.

Im Norden werden die Vermummungen auf den zweiten und die folgenden Weihnachtstage verlegt; die Sitte, vermummt im Dorfe umherzugehen, als „Weihnachtsgespenst zu gehen", ist noch nicht ausgestorben. Oft kleiden sich Burschen in Frauenkleider und Frauen in Männerkleider, aber eine weit größere Bedeutung hat die Tiervermummung, die in Deutschland und England in der Zeit vor Weihnachten anzutreffen ist (S. 54). Am bekanntesten ist der Weihnachtsbock, der aber nunmehr höchstens noch als Lasttier die Weihnachtsgeschenke für die Kinder trägt. Früher wurde er von einem Burschen gespielt, der ganz in Felle eingehüllt war, deren vorderster Teil zu einem Kopf geformt wurde; den Schwanz bildete eine Birkenrute; Kopf und Schwanz konnten durch Schnüre bewegt werden. Gewöhnlich hat der Bock auch zwei große Hörner auf dem Kopf. In Dänemark wurde er oft von zwei Burschen dargestellt, die einander den Rücken zukehrend zusammengebunden wurden und gebeugt gehen mußten, eine Decke wurde über sie gebreitet, und ein dritter setzte sich als Reiter auf ihren Rücken auf. In Norwegen wird der Weihnachtsbock auf dieselbe Weise wie der deutsche Klapperbock dargestellt. Es wird auch ein kleines Spiel aufgeführt: der Bock stellt sich tot, kommt aber wieder zum Leben und stößt die Anwesenden mit den Hörnern. Der Bock tritt auch als ein Gebildbrot oder als eine von Stroh gewundene Figur auf. Bei diesem ganzen Spiel war es dem Volk nicht ganz geheuer. Es wird erzählt, wie Leute, die den Weihnachtsbock spielten, vom Teufel geholt wurden oder wie der wirkliche Weihnachtsbock sich offenbart und die Leute schreckt; ähnliche Erzählungen gibt es z. B. von dem Perchtenlaufen, das in Süddeutschland sehr verbreitet ist; es kommt aber im Frühjahr, nur vereinzelt zu Weihnachten vor. Man hat den Weihnachtsbock mit den Böcken, mit denen der Gott Thor (Donar) fährt, vergleichen wollen; in Wirklichkeit sind sie mit den in ganz Europa so häufigen Tiervermummungen zu verbinden.

Der zweite Weihnachtstag, der im Heiligenkalender St. Stephanus geweiht ist, fällt aus der Reihe der übrigen Weihnachtsbräuche heraus. In Oesterreich wird der Ritt um die Gemarkung zuweilen auf diesen Tag verlegt, was darauf beruht, daß es der besondere Tag der Pferde ist. In Schwaben reitet man aus so schnell wie möglich, um die Pferde vor den Hexen

zu schützen. Je weiter man nach Norden kommt, desto mehr treten diese Bräuche hervor. Daher heißt dieser Tag der große Pferdetag; man bringt an ihm den Rossen geweihtes Futter, tummelt sie sodann im schnellsten Laufe auf den Feldern umher, bis sie über und über schwitzen, dann reitet man zur Schmiede und läßt sie zur Ader, damit sie das ganze Jahr über gesund bleiben. In Holstein begeben sich die jungen Leute in der Nacht in die Ställe, um die Pferde zu putzen, dann besteigen sie dieselben, reiten auf der Hausflur umher, machen soviel Lärm wie möglich und lassen sich bewirten. An einem anderen Ort wurde früh morgens ein Wettrennen abgehalten. Alles dieses kehrt nun in Schweden wieder, das Putzen der Pferde, der Wettritt, das Aderlassen. Der Steffansritt ist ein im ganzen Lande gebräuchlicher Umzug, wobei die Burschen von Haus zu Haus reiten, ein Lied absingen, das in vielen Varianten vorliegt, und Gaben einsammeln oder sich bewirten lassen. Früher scheint der Wettritt ein Hauptstück gewesen zu sein; auch sollte man die Pferde in nach Norden fließendem Wasser tränken. Eine Darstellung dieser Sitte findet sich schon in den Deckenmalereien der Landkirche zu Dädesjö, die aus stilistischen Gründen um 1300 anzusetzen sind. So verbreitet die Sitte ist, so schwer erklärlich ist sie. Es fehlt fast jede Anknüpfung an andere Volksbräuche, und die Anknüpfung an den kirchlichen Feiertag ist so äußerlich wie nur möglich. Um so deutlicher ist es, daß hier ein vereinzelter Rest aus vorchristlicher Zeit hereinragt; ein Brauch, der besonders auf die Pferde, die im altgermanischen Kultus eine wichtige Rolle spielten, hinzielt. Aber weiter kommen wir nicht.

Von den übrigen Feiertagen der Weihnachtszeit soll unten im Zusammenhang mit dem Neujahrstag gehandelt werden. Betreffs des hl. Dreikönigstages ist der wichtigste Volksglaube, der Umzug der Perchta, schon S. 47 erwähnt worden. Der Tag wird auch der Perchtentag genannt, aber es ist unsicher, ob der Tag nach Frau Perchta oder diese nach dem Perchtentag, wie Frau Luz nach dem Luciatag benannt ist. Sollte dies auch der Fall sein, so kann dies natürlich nicht als Beweis dagegen angesehen werden, daß die Gestalt der vorchristlichen Zeit entstammt. In vielen Gegenden Deutschlands, Frankreichs und Englands wird auf den Vorabend dieses Tages eine Sitte verlegt, die wir bis in das Mittelalter hinauf verfolgen können und die wir dort in den höchsten Kreisen finden: einen Herren vom Mißregiment

oder Abt von der Unvernunft zu erküren. Ihm lag es ob, durch allerlei tolle Befehle die Feststimmung auf der Höhe zu erhalten; er ist ein moderner Saturnalienkönig. Er heißt der Bohnenkönig, wenn der zum König ausersehen wird, dem das Stück des Festkuchens zufällt, in das eine Bohne eingebacken ist. Jedesmal, wenn der König trinkt, muß die ganze Gesellschaft rufen: der König trinkt!; wer es vergißt, dessen Gesicht wird mit angebranntem Kork geschwärzt oder mit Hefe eingeschmiert. Er ist ein naher Verwandter des berüchtigten Bischofs der Toren, der im Mittelalter von den Kirchendienern erwählt wurde. Unter seiner Leitung wurde das Fest der Toren am Neujahrstag oder hl. Dreikönigstag unter unglaublich tollen Aufzügen in und außerhalb der Kirche gefeiert; es ist nicht anderes als der Neujahrskarneval, der sogar in die Kirche eingedrungen ist. Da nun das Fest der Toren zuerst in kirchlichen und höfischen Kreisen gefeiert wird, kommt auch die literarische Ueberlieferung in Betracht; ich halte es für gar nicht unwahrscheinlich, daß in dem Bohnenkönig ein unmittelbarer Nachkomme des Saturnalienkönigs zu sehen ist.

Die Weihnachtszeit ist auf die Zwölften begrenzt; das beruht auf der Begrenzung der kirchlichen Festzeit auf die Tage zwischen dem Weihnachtsfest und dem hl. Dreikönigstag, das sog. Dodekahémeron. Wenn im Norden die Weihnachtszeit bis auf den 13. Januar ausgedehnt wird, so beruht das auch auf kirchlichem Gebrauch; denn dieser Tag ist die sog. Oktave des hl. Dreikönigstags — in der katholischen Kirche wird am achten Tag nach jeder großen Kirchenfeier eine Nachfeier begangen. Das ist aber nur der äußerliche Rahmen; er ist mit ganz andersartigem Inhalt erfüllt worden; wie und woher das gekommen ist, soll zuletzt besprochen werden.

3. **Herkunft des Weihnachtsfestes; das Kalendenfest.** Den Ursprung des christlichen Weihnachtsfestes hat Usener klargelegt. Es ist der christliche Ersatz eines Festes der antiken Sonnenreligion, die in der späteren Kaiserzeit sogar eine Zeitlang zu einer Art Reichsreligion erhoben wurde, des dies natalis Solis invicti, des Geburtstages des unbezwinglichen Sonnengottes, der am Tage der Wintersonnenwende, die damals auf den 25. Dezember fiel, begangen wurde. Zeugnisse dafür, daß er schon im Orient gefeiert wurde, haben sich in der letzten Zeit gemehrt. Dorther stammen aber die volkstümlichen Weih-

nachtsbräuche nicht und da wir diese verfolgen, müssen wir uns nach anderer Seite wenden.

Die Ansichten über den Ursprung dieser Bräuche gehen weit auseinander; in Wirklichkeit sind sie auch gar nicht einheitlicher Herkunft. Früher pflegte man auf das römische Fest der Saturnalien und eine altgermanische Feier der Wintersonnenwende hinzuweisen. Eine große Bedeutung kommt dem in der spätrömischen Kaiserzeit und im frühen Mittelalter eifrig gefeierten Fest der Kalendae Januariae, dem Neujahrsfest, zu. Die jetzt herrschenden Ansichten gehen von dem Zusammenfallen des Jahresbeginns und des Festes aus; nach der einen haben die alten Germanen zu Beginn des Winters ein großes Fest gefeiert, das mit der Schlachtezeit zusammenfiel und dadurch veranlaßt wurde (vgl. o. S. 39); seine Gebräuche seien allmählich auf die Weihnachten übertragen worden; ein Rest steckte aber noch in denen des Martinitages. Nach der anderen Ansicht stammen die Weihnachtsgebräuche insgesamt aus der Kalendenfeier; mit der Verlegung des Jahresanfanges im Mittelalter vom 1. Januar auf den 25. Dezember sind sie auf die Weihnachten verlegt worden. Ein heidnisch-germanisches Winterfest wird möglichst verleugnet. Ueber die hier hineinspielenden kalendarischen Fragen bemerke ich kurz folgendes. Unsere Vorfahren hatten in heidnischer Zeit nicht die Kenntnisse, die es ihnen ermöglichten, die Sonnenwenden zu erkennen und eine Sonnenwendfeier zu begehen; die Behauptung vom Bestehen einer altgermanischen Wintersonnenwendenfeier ist daher mit Recht aufgegeben worden. Höchstens kann es als möglich gelten, daß man auf die Zeit achtete, in der die Tage anfingen merkbar länger zu werden, und dann ein Fest abhielt. Die Annahme, daß Jahresanfang und Fest zusammenfielen, ist reine Willkür. Der kalendarische Jahresanfang spielte weder im Heidentum noch im Mittelalter dieselbe Rolle wie in der spätantiken Zeit oder der modernen. Noch tief in die Reformationszeit hinein wird der Jahresanfang sehr verschieden angesetzt. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen kommen wir zur Sache.

Saturnus war ein altrömischer Ackerbaugott; ihm zu Ehren wurde im Jahr 217 v. Chr. wohl nach griechischem Vorbilde ein Festmahl eingerichtet; dem Gott wurde ein Tisch gedeckt, und die Leute hielten vor seinem Tempel auf dem Forum einen Schmaus ab. Daraus haben sich die Saturnalien entwickelt, die

in der republikanischen und älteren Kaiserzeit das beliebteste römische Fest waren. Herren und Sklaven schmausten und zechten unter allgemeiner Gleichheit; das Gelage leitete ein rex bibendi, der für Aufrechterhaltung der Festfreude sorgte. Auch schickte man allgemein einander allerlei Geschenke.

Am 1. Januar treten seit 153 v. Chr. die jährlich wechselnden Beamten ihr Amt an. Daher ist dieser Tag, die Kalendae Januariae, Anfang des Kalenderjahres und wird als solcher gefeiert. Wie bei jedem Freudenfest wird das Haus mit Kränzen geschmückt, und Baumzweige werden vor der Tür aufgepflanzt. Im sakralen Brauch haften diese an dem alten Jahresanfang, dem 1. März; das sind ursprünglich die strenae. Später ist dieser Namen auf die beim Neujahr gebräuchlichen Geldgeschenke übertragen worden; daher heißt ein Neujahrsgeschenk auf Französisch noch heute étrenne. Dem Geldgeschenk kommt die Bedeutung eines glücklichen Vorzeichens für das neue Jahr zu und dieselbe Bedeutung geht durch alle älteren römischen Neujahrsgebräuche hindurch. Ein jeder befaßt sich wenigstens vorübergehend mit seinem Geschäft, damit es ihm im kommenden Jahr gut gelinge. In der Kaiserzeit steigt das Kalendenfest zu immer größerer Bedeutung. Ein nicht genügend geklärter orientalischer Einfluß scheint sich hier bemerkbar zu machen. Sowohl in Aegypten wie in Babylon wurde der Neujahrstag als der scharfe, bedeutsame Einschnitt im Ablaufe der Zeit aufgefaßt, und dem König wurden große Geschenke geschickt. Die Verbreitung der Astrologie hat auch dazu beigetragen, die Bedeutung des Neujahrstages zu steigern, da sie dem Anfangstage des Jahres eine besondere Bedeutung beilegen mußte, und das wirkt noch immer nach. Von nachhaltiger Wirkung war die offizielle Bedeutung des Tages, der Amtsantritt, die Gratulationscour am Hofe, die zwischen dem Kaiser und seinen Untertanen und zwischen Privatleuten ausgetauschten Geschenke. Sie bestanden regelmäßig in Geld; nur selten und spät kommen nach dem Vorbild der Saturnalien auch andere Geschenke vor, besonders Lampen. Zur Kaiserzeit wurde der Tag auch mit großen Gelagen, Würfelspiel und Lustbarkeiten allerlei Art, gegen die die Kirchenväter sich ereifern, gefeiert.

Aus der Zeit kurz nach dem Siege des Christentums stammen die ersten Erwähnungen einer vollen Karnevalsfreiheit, auf Grund deren friedliche Leute und Behörden angeulkt, der Kaiser

und die Regierung verspottet wird. Das scheint auch aus dem Orient zu stammen. Nachrichten aus dem Osten des Reiches melden, daß die Soldaten an den Saturnalien einen König erwählten, dem alles erlaubt war, der aber am Ende des Festes getötet wurde, und später, daß sie am Neujahrstag einen König mit Leibwache und Harem umgaben — die Soldaten verkleideten sich als Frauen — und allerlei Maskenscherze und Narreteien trieben. Das haben die orientalischen Soldaten vermutlich dem babylonischen Fest der Sakäen entlehnt. Im Westen fehlen Erwähnungen dieser Vermummungen, es ist nur von der schlimmen Ausgelassenheit der Neujahrsfeier in den Städten die Rede. Auf dem Lande in den von Kelten bewohnten und später von den Germanen überfluteten Ländern wird vom 5. Jahrhundert an — eine Erwähnung findet sich schon kurz vor 400 — eine andere Vermummung häufig von den Geistlichen genannt, verboten und verdammt; der stehende Ausdruck dafür ist „als Hirsch oder Kalb bzw. altes Weib umgehen", aber jenes ist wohl ursprünglicher; gelegentlich ist auch von anderen Tiervermummungen die Rede. Es war dies eine ländliche Sitte, die, wie die Zeugnisse zeigen, keltischen oder vielleicht keltisch-germanischen Ursprungs war. Es nimmt keinen wunder, daß sie an das Kalendenfest anknüpfte, obgleich sie nicht ausschließlich daran gebunden war; denn das Kalendenfest war das populärste Volksfest geworden und hatte noch keine kirchlichen Beziehungen, so daß profane Bräuche sich leichter daran anschließen konnten. Inwieweit die vor und in der Weihnachtszeit in jüngerem Volksbrauch vorkommenden Tierverkleidungen mit jenen zu verknüpfen sind, bleibt leider unsicher, da die jüngeren auf germanischem Gebiet vorkommen, jene älteren dagegen fest an die keltischen Länder geknüpft sind, und da es unsicher ist, ob sie auch als germanisch in Anspruch genommen werden können.

Das Kalendenfest, wie wir es aus den frühmittelalterlichen Predigten, Synodalbeschlüssen und Bußbüchern kennen, ist ein Gemisch von römischen und heimischen Bräuchen. Die Tiervermummung ist heimisch; es kommt, vielleicht aber erst später, auch vor, daß Männer sich als Frauen und Frauen sich als Männer verkleiden. Den roten Faden der römischen Neujahrsbräuche bildeten die Vorzeichen für das kommende Jahr. Die Germanen sind immer, wie schon Tacitus bezeugt, ein orakelfrohes Geschlecht gewesen; Orakel konnten aber am besten an den Festen,

wo die Geisterwelt in Bewegung ist, eingeholt werden. Daher haben die Völker des Mittelalters diese Seite des römischen Kalendenfestes getreu übernommen und um ihre eigenen Orakelmethoden vermehrt. Mehrere von diesen sind überliefert; eine, und zwar die, sich in eine Kuhhaut gehüllt in der Nacht an einem Kreuzweg niederzusetzen, findet sich noch auf Island. In Rom war jede Handlung, die am Neujahrstage vorgenommen wurde, für das neue Jahr bedeutsam; dieser Glaube lebt besonders im Süden noch in voller Stärke fort. Hierzu kommen andere Vorzeichen, die an die populäre Astrologie anknüpfen. Auch dieser waren die Germanen geneigt; sie haben schon im Heidentum die nach den Planetengöttern benannten Wochentage übernommen. Das Voraussagen der Art des neuen Jahres nach dem Wochentag, auf den der Neujahrstag fällt, läßt sich bis in das Altertum zurückverfolgen. In diese Reihe gehört es auch, daß die zwölf Tage der Zwölften oder die zwölf ersten Tage des neuen Jahrs für die Witterung der kommenden zwölf Monate vorbedeutend sind oder daß dem ersten Neumond nach Neujahr besondere Bedeutung beigemessen wird. Ueberhaupt ist im modernen wie im altrömischen Glauben die Neujahrsnacht und der Neujahrstag eine der bedeutsamsten Orakelzeiten.

Auch das gründliche Essen und Trinken am Neujahrstag wird von den Römern und den älteren Kirchenvätern als ein Vorzeichen ausgelegt; man erwartet das ganze Jahr hindurch sich im selben Ueberfluß wälzen zu können. In den keltisch-germanischen Ländern tritt dagegen im frühen Mittelalter ein Volksbrauch auf, der nicht mit den Neujahrsschmäusen verwechselt werden darf; man läßt während der Neujahrsnacht für unsichtbare Gäste einen Tisch gedeckt stehen. Die gleiche Sitte ist schon als moderner Weihnachtsbrauch erwähnt worden; in Deutschland steht der Tisch für Frau Perchta oder Frau Holle gedeckt, im Norden für die Seelen oder andere Geisterwesen; für die Götter sagt Alßo am Ende des Mittelalters. Nach Burkhardt von Worms im 11. Jahrhundert wurden statt der Speisen auch Steine auf den Tisch gelegt; neben die Speisen legte man drei Messer; die erwarteten Gäste nennt er die Parzen. Im mittelalterlichen Frankreich heißen sie bonnes dames, bonae mulieres (die guten Frauen); ihre Führerin heißt Abundia Satia (die Ueberflußspenderin); das Hinsetzen des gedeckten Tisches ist an keinen besonderen Tag gebunden. Diese Linie, die vom

modernen Volksbrauch bis in das frühe Mittelalter zurückreicht, kann noch weiter verfolgt werden. Es gibt eine große Zahl gallischer und germanischer Steine aus der Römerzeit, die gallisch-germanischen Göttinnen unter dem lateinischen Namen der „Mütter" gesetzt sind. Sie sind Schutzgöttinnen der Familie, des Volks oder des Ortes und werden mit Füllhorn oder einem Korb mit Früchten und Aehren abgebildet, gewöhnlich zu dreien, was die Mehrzahl andeuten soll. Nun erwähnt der englische Mönch Beda Venerabilis um 700, daß die Angelsachsen die Nacht zum 25. Dezember wegen einiger nächtlicher Zeremonien die Nacht der Mütter nannten, und diese Mütter können keine anderen sein als die schon aus der römischen Kaiserzeit erwähnten gallisch-germanischen. Sie kehren in den bonnes dames des französischen Mittelalters und in der einen Art wieder, wie Frau Perchta und Frau Holle im heutigen Volksglauben aufgefaßt werden; diese sind es auch, die Burkhardt als die Parzen bezeichnet.

Die mittelalterlichen Neujahrsbräuche enthalten also auch heimische Elemente, die im heutigen Weihnachtsbrauch wiederkehren. Sie waren auch nicht ausschließlich an das Kalendenfest gebunden, dieses hat sie aber im wesentlichen an sich gezogen. Die Feier der Kalendae Januariae beruhte im älteren Mittelalter nicht wesentlich darauf, daß sie der erste Tag des Jahres waren, sondern auf alter Gewohnheit und Ueberlieferung, die dadurch gestärkt wurde, daß gerade dieses Fest nicht kirchlichen Charakters war, so daß man den Volksbräuchen die Zügel schießen lassen konnte. Mit der Zeit drang das Christentum tiefer in das Volk und das Volkstümliche tiefer in die Kirche ein. Auch der Neujahrstag wurde als Oktave des Weihnachtstages und zur Erinnerung der Beschneidung als ein kirchlicher Freudentag begangen. Seine Oktave ist wieder der alte Epiphanientag. So wurden Weihnachtstag, Neujahrstag und Epiphanientag zu einer Festzeit, dem Dodekahémeron, zusammengeschlossen. Das führte mit sich, daß die volkstümlichen Bräuche sich innerhalb dieser Zeit mannigfaltig und manchmal willkürlich verschoben, vor allem, daß die größte kirchliche Feier, der Weihnachtstag, der durch die Anlehnung an volkstümliche Art wie die Krippenfeier und das Wiegen des Christkindchens noch populärer wurde, eine immer größere Anziehungskraft auf die volkstümlichen Bräuche ausübte. So ist der größte kirchliche Festtag

auch zum größten volkstümlichen Festtag geworden. Bezeichnend ist, daß im Norden, wohin das Christentum am spätesten kam und wo die christlichen und kulturellen Einflüsse am schwächsten waren, der Weihnachtstag am stärksten herrscht über die anderen Tage, die daneben kaum mitzählen, aber das beruht nicht nur auf den angedeuteten Gründen, sondern auch darauf, daß die heidnischen Ueberlieferungen dort stärker waren und länger fortlebten. Wir wenden uns jetzt dem vorchristlichen Julfest der Skandinavier zu.

4. **Das altnordische Julfest.** Einen festen Punkt bildet die bisher nicht etymologisch aufgeklärte Bezeichnung der Weihnachten in den nordischen Sprachen und im Angelsächsischen: Jul. Natürlich kann ein einheimischer Name einem ursprünglich christlichen Fest beigelegt werden; das ist ja bei dem Namen Ostern der Fall. Aber das Wort Jul sitzt viel tiefer. Daraus sind im Gothischen (Jiuleis), im Angelsächsischen (Giuli) und im Altisländischen (Ylir) Worte abgeleitet, die gebraucht werden, um die Zeit eines oder einiger Monate von November bis Januar zu bezeichnen. Diese Ableitungen bedeuteten also ursprünglich einen längeren Zeitraum des tiefen Winters, in den die Julzeit fiel, und sind bei der Uebernahme des julianischen Kalenders, so gut es ging und wie dies gemacht zu werden pflegt, auf die Kalendermonate übertragen worden. Aber auch Jul ist wie Weihnachten ein Kollektivum und bezeichnet die Festzeit; der Jultag ist wie der Weihnachtstag der erste und Haupttag, dann zählt man vom zweiten bis zum dreizehnten bzw. zwanzigsten Jultage; eine andere Bedeutung hat das Wort nie. Die abgeleiteten Monatsnamen zeigen nun, daß Jul wenigstens bei Ost-, Nordgermanen und Angelsachsen eine hervorragende Bedeutung hatte und in den tiefen Winter fiel, da dieser Zeitraum nach ihm benannt worden ist. Wir kommen um die Schlußfolgerung nicht herum, daß auch bei diesen Völkern die Julzeit schon von alters her eine Festzeit war.

Für alles weitere sind wir auf nordische Quellen, und zwar in der Hauptsache auf die isländischen Saga- und Geschichtsschreiber angewiesen. Nun lebte der bedeutendste von diesen, Snorre Sturlason, im Anfang des 13. Jahrhunderts, also mehr als zwei Jahrhunderte nach der offiziellen Annahme des Christentums auf Island um das Jahr 1000. Man hat sich daher mit Recht gefragt, ob sie etwas Verläßliches über die heidnische Zeit

melden können. Snorre sagt uns, daß die heidnischen Nordmänner drei große Opferfeste im Jahr feierten, eins zu Anfang des Winters (Mitte Oktober) zur Erlangung eines guten und fruchtbaren Jahres, eins in der Mitte des Winters „für das Keimen“ und das dritte am Anfang des Sommers, und zwar für das Kriegsglück; sie sollen von Odin (Wuotan) begründet sein. Diese Feste werden auch in den Berichten über geschichtliche Ereignisse öfters erwähnt. Nun hat man gesagt, daß Snorre die Verhältnisse seiner eigenen Zeit in die heidnische zurückprojiziere; die heidnischen Opferfeste seien nichts anderes als eine Spiegelung des in der christlichen Zeit gebräuchlichen großen Herbst-, Weihnachts- und Osterfestes. Ein solcher Einwurf läßt sich gewiß nicht leichten Kaufs abweisen. Eine weitere Frage ist, welchen Wert Snorres Behauptungen über die Zwecke jener heidnischen Opferfeste besitzen; lassen sie sich nicht aus christlichen Vorstellungen herleiten, so wird ihr heidnischer Ursprung und damit ihre Existenz als heidnisch beglaubigt. Es ist selbstverständlich, daß man sich im Herbst nach der Bergung der Ernte den Erntesegen des kommenden Jahres und zu Beginn des Sommers, ehe man sich auf Wikingerfahrt begab, den Sieg durch Opfer sichern will; das kann ein jeder erfinden. Aber rätselhafter scheint es, daß man mitten im Winter mit Bezug auf das „Keimen“ opfert. Das wird durch das altnorwegische Gulathingsgesetz bestätigt, das den Bauern gebietet, ein Gelage im Herbst und eins zu Weihnachten zu feiern, beide zu Ehren Christi und der Jungfrau Maria, zur Erlangung eines guten und fruchtbaren Jahres und zur Bewahrung des Friedens. Das ist nun eine christliche Bestimmung, aber das Rätsel bleibt doch ungelöst. Es ist ganz unerfindlich, warum das christliche Weihnachtsfest zur Förderung der Fruchtbarkeit gefeiert werden soll; gerade dies ist auch das hervorstechendste Merkmal der volkstümlichen Weihnachtsfeier im Norden. Es ist nicht anders möglich, als daß hier ein heidnischer Ueberrest vorliegt, und es bleibt nur die wenig wahrscheinliche Annahme übrig, daß dieser z. B. vom Herbstfest auf das Julfest übertragen worden ist, wenn man ein vorchristliches Julfest leugnen will.

Snorre erzählt von dem norwegischen König Hakon dem Guten (934—960), der ein warmer Christ war und mit geringem Erfolg seine Untertanen zu bekehren suchte, daß er „in das Gesetz setzte, daß man die Julfeier um dieselbe Zeit wie die Christen

beginnen und, so lange die Julzeit dauere, feiern und daß jeder Bauer dann ein „Mäle" Bier haben oder Buße zahlen solle. Früher wurde das Gelage in der Hökku-nacht, d. h. der Mittwintersnacht (um den 12. Januar), abgehalten und während dreier Nächte gefeiert." Das ist nun sehr positiv und entspricht der Vorschrift des Gulathingsgesetzes. Es ist ja etwas Gewöhnliches, daß eine heidnische Sitte durch eine leise Verschiebung christliche Umdeutung erhält, und vor allem trifft dies auf die Feste zu, kann aber zur Not auch auf das Konto Snorres geschrieben werden. Es ist jedoch bemerkenswert, daß das Gesetz nicht das Ostergelage erwähnt, sondern nur das Herbstgelage, das vorchristlichen Ursprungs sein muß, und das Julgelage. Nun sind diese Gelage eine durchaus heidnische Gewohnheit. Dem Opfer folgte ein großes Biergelage, in dem man die „Minne" der Götter, des Odin, Thor und Frej und zuweilen auch des Brage trank. Das Christentum hat die Gelage einfach bestehen lassen; nur trank man anstatt der Minne der heidnischen Götter die Minne Christi, der Jungfrau und der Heiligen. Das ist auch aus den deutschen Gilden des Mittelalters wohlbekannt; man trank in ihnen z. B. St. Gertrudisminne usw. Im schwedischen Volk bestand die Sitte bis ins 19. Jahrhundert hinein. In Småland begann die Feier am Weihnachtsabend damit, daß man feierlich Gottes Wohl (Guds åminnelseskål) trank. Es ist nun leicht verständlich, daß die Kirche diese Sitte duldete, wenn sie ein altes Fest christianisieren wollte, aber nicht, weshalb die Sitte an den Weihnachten gesetzlich eingeführt werden sollte, wenn sie in der heidnischen Zeit zu dieser Zeit nicht bestand. Kurzum die Wahrscheinlichkeit spricht für den sehr gewöhnlichen Hergang, daß ein heidnisches Fest ein wenig verschoben und christianisiert worden ist, da das Volk fest daran hing, d. h. daß es ein vorchristliches Julfest gegeben hat.

Das wäre alles klar, wenn man etwas über die Hökku-nacht wüßte. Sie wird nur hier erwähnt, die Schreibung ist unsicher, die Etymologie völlig unklar, und alles, was über sie vermutet wurde, ist haltlos. Die Identifizierung mit der Mittwintersnacht kann nur als eine Vermutung Snorres gelten. Wir wissen aber durch einen verläßlichen deutschen Chronisten, Thietmar von Merseburg, daß die Dänen kurz nach Epiphanien in Lejre auf Seeland ein großes Opferfest feierten. Zwar ist das Julfest ein in den einzelnen Häusern gefeiertes Fest, das nicht neben

einem auf der allgemeinen Opferstätte gefeierten Fest bestehen kann, aber es kann in ein solches übergehen. Die Ansetzung des heidnischen Julfestes und der Hökku-nacht auf die Mitte des Winters, d. h. nach nordischem Sprachgebrauch etwas vor Mitte Januar, gewinnt dadurch einige Wahrscheinlichkeit.

Diese Zeit entspricht einem oft zitierten Bericht des Prokop, eines im 6. Jahrhundert lebenden byzantinischen Historikers, daß im hohen Norden bei der Rückkehr der vierzig Tage lang verborgenen Sonne ein großes Freudenfest gefeiert wurde. Das läßt sich kaum für germanische Sitte verwerten, weil der Bericht auf eine Gegend weit nördlich vom Polarkreis weist, und so weit waren die Nordmänner damals kaum vorgedrungen. Das Feiern eines Festes wäre jedoch gerade dann verständlich, wenn die Tage merkbar länger werden, und dieser Umstand tritt kurz vor Mitte Januar ein. Deshalb wäre es noch kein Sonnenfest. Man muß dem Zeugnis der alten Gesetze und des nordischen Volksglaubens vertrauen, daß die Julfeier ein Fruchtbarkeitsfest ist; und die Zeit, wenn die Sonne wieder zu steigen anfängt, paßt auch für ein solches. Etwas zu verächtlich wird jetzt die Erzählung der Hervararsaga von dem schönen Eber beiseite geschoben, den König Heidrek für den Gott Frej wachsen und beim Julfest in den Saal führen ließ, wobei die Mannen auf seinen Rücken Gelübde ablegten, Großtaten auszuführen. Der Bericht erscheint uns zwar grotesk und kommt in sagenhafter Umgebung vor; aber auch die Sage wirtschaftet nur mit bekannten Dingen. Dabei stimmt die Erzählung gut zu dem Charakter des Julfestes als eines Fruchtbarkeitsfestes, da Frej der Gott der Fruchtbarkeit ist und auf einem Eber reitet. Alles dies ist aber unsicher, und seine Richtigkeit mag dahingestellt bleiben, was bei dem Mangel an Nachrichten nur natürlich ist. Als sicher kann aber betrachtet werden, daß die Germanen oder wenigstens die Nord- und Ostgermanen in vorchristlicher Zeit ein in den tiefen Winter fallendes, Jul benanntes Fest gekannt haben und daß dieses ein Fruchtbarkeitsfest war. Da nun aber dieselbe Beziehung auf die Fruchtbarkeit in demjenigen Brauch hervortritt, der die frühmittelalterlichen Kalendenfeste am stärksten kennzeichnet und im jüngeren Volksbrauch in Frankreich und Deutschland fortlebt, aber schon zur römischen Zeit und zu den angelsächsischen Zeitgenossen Bedas Beziehungen hat, so ergibt sich doch, daß das germanische Weihnachtsfest einen heid-

nischen Untergrund hat, wenn auch unmittelbare Zeugnisse fehlen.

Hierzu ist noch ein Wort hinzuzufügen. In der Julnacht wird auf dem Festland der Tisch für jene Fruchtbarkeitsgöttinnen gedeckt, an deren Stelle im Norden die Seelen oder Geister treten. Schon in den isländischen Sagen ist die Julzeit die Spukzeit. Es ist nur natürlich, daß die Finsternis des Winters, die mit kurzer Unterbrechung alles in nächtliches Dunkel hüllt, den Winter zur Spukzeit macht, und je weiter man nach Norden kommt, desto düsterer und wilder werden die Sagen und Vorstellungen; im norwegischen und isländischen Volksglauben treten die Gespenster mit einer sonst nie vorkommenden Handgreiflichkeit und Schauerlichkeit auf; sie haben die freundlicheren Wesen, die einem in Mitteleuropa begegnen, verdrängt. Jedes Land modelt die Religion nach seiner Natur um; die langen Nächte, der heulende Wintersturm, die Unwirtlichkeit haben dem Volksglauben des Nordens ihr Gepräge aufgedrückt.

## III. Die Fasten- und Osterzeit.

1. **Fastnacht und Fasten.** In unserem Kalender ist das Osterfest ein irrationales Element, das die Geschäftswelt zu ihrem Leidwesen noch immer ertragen muß. Wir müssen stets den Kalender des neuen Jahres einsehen, um zu erfahren, auf welches Datum das Osterfest und die von ihm abhängigen Festtage fallen. Nur wenige kennen die Regel, daß der Ostersonntag der erste Sonntag nach dem ersten Vollmond ist, der auf die Frühlingstagundnachtgleiche folgt, und noch geringer ist die Zahl derer, die selbst nachzurechnen vermögen, welches die Tage des Osterfestes in einem bestimmten Jahre sind; gerade diese Berechnung bildete aber den eigentlichen Gegenstand der mittelalterlichen Kalenderwissenschaft. Nunmehr, seitdem der Kalender in aller Händen ist, bekümmern sich nur noch einige Gelehrte um jene zahlreichen Schriften. Wegen der wechselnden Lage der Ostern und der davon abhängigen Feste — der Unterschied kann sogar etwa einen Monat betragen — sind diese für ländliche Bräuche weniger geeignet, die gerne an eine bestimmte Jahreszeit anknüpfen, und gerade im Frühling ist der Unterschied in der Entwicklung der Natur sehr erheblich. Sowohl das Osterfest wie seine Vorbereitungszeit haben jedoch eine Menge

ländlicher Bräuche an sich gezogen, die zum großen Teil schon oben besprochen worden sind, da sie sich auch zu anderer Zeit finden. Gerade die bewegliche Osterzeit zeigt besonders deutlich die Neigung der ländlichen Bräuche, sich an ein durch ein kirchliches Fest hervorgehobenes Kalenderdatum anzuschließen; denn teils bereitet die wechselnde Zeitlage besondere Schwierigkeiten, teils ist die ganze Festzeit christlich-kirchlichen Ursprunges. Es ist höchst zweifelhaft, ob man ein vorchristliches Frühlingsfest annehmen darf, das seine Bräuche an die Volksfesten der Osterzeit abgegeben hat; mit Sicherheit läßt sich eine solche Behauptung jedenfalls nicht aufstellen. Ich habe also nur zusammenfassend auf schon Gesagtes zu verweisen und einige der Osterzeit eigentümliche Bräuche zu behandeln.

Das Fastnachtstreiben, das durch allerlei Maskenaufzüge charakterisiert ist, beginnt in vielen Gegenden schon am Donnerstag vor Fastnacht, dem sog. unsinnigen Pfinztag, an dem in Tirol vor allem das Hudlerlaufen stattfindet. Zusammen mit den maskierten Hudlern, die allerlei Späſſe und Poſſen treiben, ziehen auch Hexen einher, d. h. in Frauentracht verkleidete Männer, die auf Kehrbesen reiten, Wickelkinder aus Lumpen tragen und sich nicht minder toll gebärden. In anderen Gegenden hat der Tag andere Namen — am Rhein heißt er Weiberfastnacht — und die Aufzüge sind von anderer Art, der Geist ist aber der gleiche. Die eigentliche Karnevalszeit beginnt aber erst mit dem Fastensonntag (Quinquagesima) und erreicht ihren Höhepunkt am Fastendienstag, der in England und Schweden Pfannkuchendienstag heißt nach einer besonderen Art von Pfannkuchen, die dann gebacken und gegessen werden. Er ist der eigentliche Fastelabend (so in Norddeutschland, daraus dänisch Fastelavn, schwedisch fastlag), der Vorabend der Fastenzeit, wie der Weihnachtsabend der Vorabend der Weihnachtszeit ist; denn am Mittwoch soll das Fasten anfangen. Man versammelte sich dann in den Kirchen und erhielt vom Priester mit Asche ein Kreuz an die Stirn gezeichnet; der Tag hat daher den Namen Aschermittwoch.

Die Gebräuche der Fastnacht sind zu bekannt und auch zu mannigfaltig, um in diesem bescheidenen Büchlein beschrieben zu werden. Der allbekannte rheinische Karneval ist in seiner jetzigen Form recht jungen Ursprungs; der große Karnevalszug erschien zum erstenmal 1823, früher traten nur einzelne Masken

oder kleinere maskierte Gesellschaften auf; älter ist auch nicht Prinz Karneval selbst. Was eine ordnungsliebende Obrigkeit zum Frommen der Leute längst und wiederholt verboten hatte, erscheint hier großartig organisiert. Eine ähnliche Organisation der Fastnachtsaufzüge war aber auch einer viel älteren Zeit nicht fremd; es scheinen sich zumeist die Zünfte der Lustbarkeiten angenommen zu haben. Sehr bekannt ist, auch durch gute alte Abbildungen, das Schönbartlaufen in Nürnberg; noch bekannter vielleicht der von den Böttchern in München aufgeführte Schäfflertanz. Auch in den höchsten Kreisen wurde die Fastnacht eifrig gefeiert; wie es dabei in den Städten zuging, lehren z. B. dänische Schilderungen aus der Reformationszeit. Männer kleideten sich in Frauentracht, Frauen in Männerkleider, andere zogen die bunte, schellenbehängte Narrentracht an und noch andere liefen, was uns ganz unglaublich vorkommt, völlig nackt auf den Straßen umher, nur mit einer Maske vor dem Gesicht; man mußte aber ziemlich abgehärtet sein, um in dem dänischen Klima im Februar nackt herumlaufen zu können. Im Schutz der Verkleidung wurden tolle, manchmal geradezu bedenkliche Dinge getrieben. Damit verbanden sich Aufführung von Schauspielen, Turniere, Ringstechen und andere ritterliche Spiele, die später teilweise zu Volksbelustigungen herabgesunken sind. Die Katze aus der Tonne zu schlagen war in Schonen und Dänemark bis in die jüngste Zeit ein beliebtes Spiel; eine Katze wurde in eine Tonne eingesperrt, die Tonne an einem Seil frei schwebend aufgehängt; die Burschen ritten spornstreichs darunter hindurch und schlugen mit einem Knittel nach dem Boden der Tonne; wer den Boden einschlug und die arme Katze befreite, wurde Katzenkönig.

Die ältesten Erwähnungen der Fastnachtsgebräuche stammen aus den süddeutschen Städten und reichen in das 14. Jahrhundert hinauf. Erst etwas später — aber das ist wohl nur zufällig — werden sie in den romanischen Ländern erwähnt, wo noch heute der Karneval unter allgemeiner Teilnahme gefeiert wird. Aber der Ursprung ist in tiefes Dunkel gehüllt. Man hat auf den Namen hingewiesen und Karneval aus carrus navalis (Schiffskarren) hergeleitet. Ein auf Räder gesetztes Schiff wird oft in den Karnevalszügen durch die Straßen geführt, und das „Narrenschiff" Sebastian Brandts zeigt, daß das schon im 15. Jahrhundert vorkam. Man hat versucht weiterzukommen und an antike Bräuche anzuknüpfen; in gewissen Frühlingsfesten, die zu Ehren des

Dionysos in Athen und anderen ionischen Städten gefeiert wurden, hielt der Gott seinen Einzug in die Stadt in einem Schiffskarren fahrend und von maskierten Satyrn umgeben. Doch ist ein historischer Zusammenhang zwischen diesen beiden Bräuchen nicht denkbar; es liegt einer der häufigen Fälle vor, wo unter ähnlichen Bedingungen aber unabhängig voneinander auffallend ähnliche Bräuche entstanden sind. Sehr merkwürdig ist ein neuerdings ans Tageslicht gezogener Bericht aus der Gegend von Aachen. Im Jahre 1133 baute ein Bauer ein Schiff, das auf Rädern ging und im Frühling unter großem Jubel in der ganzen Gegend umhergeführt wurde. Wohin es kam, wurde es vom Volke umtanzt, besonderes Aergernis erweckten die halbnackten Frauen, die sich dabei herumtrieben. Das Alter dieses Schiffskarrens und die karnevalsartigen Aufzüge sind sehr bemerkenswert. Leider bringt auch diese Nachricht nicht die Lösung des Rätsels. Man hat auf den Umzug der Göttin Nerthus hingewiesen, von der Tacitus erzählt; es ist aber ganz ungewiß, ob diese Zusammenstellung berechtigt ist. Vielleicht kann man auch auf das Karren- oder Pflugziehen verweisen. Das „Grättziehen" war ein beliebter Fastnachtsbrauch im Allgäu und Vinschgau, wobei als alte Jungfern verkleidete Burschen auf einem Karren saßen und aufs Moos gefahren wurden. Das Pflugziehen ist in Deutschland verbreitet, begegnet einem aber auch in England zu anderer Zeit; der Pflugmontag ist in diesem Lande der Montag nach dem Dreikönigstag. Eine deutsche Schilderung aus dem 16. Jahrhundert erzählt, daß die Burschen am Aschermittwoch die Mädchen mit Gewalt aus dem Hause holten und sie vor einen Pflug spannten, worauf sie einer mit der Peitsche in der Hand antrieb. Auf dem Pflug, der natürlich ein Räderpflug war, saß singend und spielend der Spielmann. Dahinter folgte ein Bursche, der unter allerlei possierlichen Gebärden Sand oder Asche säete; zuletzt wurde der Pflug mitsamt dem Gespann in den Bach gefahren und von Wasser triefend wurden die Mädchen zu Schmaus und Tanz geladen. In England wird der Pflug, der durch die Straßen gefahren wird, von „Old Bessy", einem alten, häßlichen Weib mit großer Nase, und einem Narren, der in Felle gekleidet ist und einen langen Schwanz hat, begleitet. Wahrscheinlich ist, daß dieser Brauch einst einer späteren Jahreszeit als Anfang Januar angehört hat.

Sehr interessant sind Fastnachtsbräuche von der Balkan-

halbinsel, die neuerdings bekannt geworden sind. Am ausführlichsten ist der Aufzug beschrieben worden, der am „Käsemontag“ in Vizye in Thracien stattfindet. Die Personen sind zwei in eine Kapuze aus Ziegenfell gekleidete „Mönche“, die mit einer Maske versehen ist; um den Leib haben sie Schellen gebunden. Der eine von ihnen trägt einen hölzernen Phallos, der andere einen Bogen. Weiter kommen zwei als Mädchen gekleidete Jungen, die „Bräute“, darauf die Babo als ein altes Weib maskiert, das in einem Korb ein Wickelkind aus Lumpen trägt; die Wiege heißt likni, das Kind Liknites. Es folgen Zigeuner und Polizisten mit Säbeln und Peitschen. Der Zug geht im Dorf umher und sammelt Gaben ein, nachmittags wird auf dem Platz vor der Kirche ein kleines Drama aufgeführt, das mit einem Tanz anfängt. Darauf folgt ein von den Zigeunern dargestellter Pantomimus, die Hämmerung einer Pflugschar. Jetzt beginnt das Kind für die Wiege zu groß zu werden, hat einen riesigen Hunger und Durst und verlangt ein Weib. Es wird zwischen dem einen Mönch und dem einen Mädchen eine Hochzeit gefeiert, die die kirchlichen Zeremonien parodiert. Der Mönch macht sich darauf etwas mit dem Phallos zu schaffen, der zweite schleicht sich von hinten heran und erschießt ihn mit dem Bogen; er fällt tot nieder und der Gegner tut so, als ob er ihn enthäutete. Die Frau wirft sich unter lauten Klagerufen über den Getöteten; die Umstehenden stimmen mit ein, und es folgt die Parodie eines Begräbnisses. Plötzlich kommt der Getötete wieder zum Leben. Nun wird eine wirkliche Pflugschar geschmiedet, wobei alle Werkzeuge mit dem Wunsch „auch für das nächste Jahr“ in die Luft geworfen werden. Zuletzt wird ein Pflug gebracht, welchen die Mädchen zweimal um das Dorf ziehen.

Ein so komplizierter Gebrauch ist aus mehreren von verschiedenen Seiten herstammenden Bestandteilen zusammengeflossen; nicht unwahrscheinlich ist es sogar, daß hier einiges auf den alten Dionysoskult zurückgeht. An anderen Orten laufen nur in Felle gekleidete und mit Schellen behangene Burschen umher; ähnliche Bräuche finden sich aber auch zu anderer Zeit, am Vorabend des Dreikönigstages. Die Vergleichung mit den westeuropäischen Bräuchen ergibt nichts für die Fastnacht Charakteristisches, mit Ausnahme der Schellen; auch die Perchtenläufer und die schwedischen Jungen, die am Fastnachtsdienstag

unter Geheul und Gejohle auf Schlitten „langen Flachs fahren", tragen eine Unmenge Schellen; vielleicht stammen diese nur von der in der Fastnacht häufigen Narrenverkleidung her.

Die Herleitung des Wortes Karneval aus carrus navalis ist sprachlich unhaltbar. Die alte Etymologie, die den Namen aus dem scherzhaften Ausruf: carne vale! (Fleisch, leb wohl!) entstehen ließ, ist sachlich richtig; der Name bezieht sich wie der entsprechende neugriechische (apókreos) auf das Aufhören des Fleischgenusses in der Fastenzeit. Ich glaube, daß man mit dem Suchen nach bestimmten geschichtlichen Zusammenhängen sehr vorsichtig sein muß. Auch von dem in frühmittelalterlichen Quellen erwähnten, im Februar gefeierten Fest der Spurcalia wissen wir nicht mehr als den Namen. Ein sehr natürliches Gefühl bricht hervor, wenn man sich, ehe man in die lange, trübe Fastenzeit eintritt, tüchtig die Zügel schießen läßt und allerlei ausgelassenen Scherz treibt. Die Fastnacht hat daher Gebräuche aus allen Jahreszeiten an sich gezogen, z. B. die Verbrennung des Karnevals, die Lebensrute u. a.; Vermummungen und Maskenaufzüge kommen besonders zur Weihnachtszeit vor; die gleichen Gestalten kehren z. T. in der Fastnacht wieder, z. B. der Fastnachtsbär. Man braucht nicht anzunehmen, daß irgend ein bestimmtes vorchristliches Frühlingsfest seine Bräuche an die Fastnacht abgegeben hat; es kann auch die Zeit, die aus Anlaß des Fastenbeginns zu einem volkstümlichen Fest wurde, Bräuche verschiedener Zeitpunkte an sich gezogen haben, aber insbesondere ländliche Frühlingsbräuche.

Ebenso verhält es sich mit gewissen Tagen in der Fastenzeit selbst. Verschiedene volkstümliche, insbesondere Frühlingsgebräuche haben sich an solche angeschlossen. Ich erinnere an den ersten, nach dem ersten Wort des bei der Messe gesungenen 91. Psalmes Invocavit genannten Sonntag der Fasten, an dem das Scheibentreiben stattzufinden pflegt (o. S. 35), und an den Sonntag zum Mittfasten, Laetare, der oft auch der Totensonntag genannt wird, weil das Verbrennen oder Hinaustragen des Todes auf diesen Tag verlegt wird (o. S. 29 f.). Die Palmsonntagsbräuche sind auch schon o. S. 13 f. behandelt.

2. **Ostern.** Die stille Woche ist der Höhepunkt der Fasten. Verschiedene volkstümliche Gebräuche haben sich an ihre Tage angeschlossen. So soll der Gründonnerstag seinen Namen haben, weil es üblich ist, an diesem Tage etwas Grünes zu genießen;

in Hessen bereitet man z. B. ein Gemüse aus neun Arten von Kräutern. Vielleicht ist die Sitte aus dem Namen entstanden. In Schweden wird die Hexenfahrt auf den Gründonnerstag verlegt, erst früh morgens am Ostertage kehren die Hexen zurück; viele Sitten und Bräuche, z. B. das Osterfeuer, gelten als Schutzmittel gegen die Hexen.

Das Osterfest selbst entstammt unmittelbar dem jüdischen Passahfest, das von den ersten Christen übernommen wurde, aber einen ganz neuen Inhalt bekam; es wurde zu einer Feier des auferstandenen Heilandes. Es ist hier nicht der Ort, die bekannten Hypothesen, die eine Einwirkung derjenigen spätantiken heidnischen Religionen auf das Christentum zu erörtern, die einen sterbenden und auferstehenden Gott kennen wie die Kulte der Attis, des Osiris und vor allem der des Adonis (s. Religionsgesch. Volksbücher I: 16, M. Brückner, Der sterbende und auferstehende Gottheiland in den orientalischen Religionen und ihr Verhältnis zum Christentum). Die Aehnlichkeit zwischen der Beweinung des Adonis, dessen tote Körper ausgestellt wurde, und dem lauten Jubel über seine Auferstehung am anderen Tage und den heutigen Osterzeremonien der griechisch-katholischen Kirche ist auffällig. Am Charfreitag wird ein Bild des Heilands in der Kirche vor der Ikonostase aufgebahrt und die Bahre mit Blüten und Teppichen geschmückt. Am Abend oder in der Nacht wird diese in feierlichem Zuge durch die Straßen der Stadt getragen, laute Rufe Kyrie eleison! (Herr, erbarme dich!) erschallen. Gegen Mitternacht des Ostersamstags wird die Feier auf den offenen Platz vor der Kirche verlegt, wo eine Estrade für die Priester aufgeschlagen ist. Der höchste offiziierende Priester beginnt kurz vor der Mitternachtsstunde das Evangelium von der Auferstehung zu lesen und richtet es so ein, daß er gerade, wenn die Uhr zwölf schlägt, zu den Worten: „Christus ist auferstanden!" kommt. Es bricht ein unermeßlicher Jubel los, in einer größeren Stadt knallen Kanonenschüsse und die Musik fällt mit Fanfaren ein. Die Aehnlichkeit ist, wie gesagt, groß, aber die Schwierigkeiten einer geschichtlichen Herleitung dieses Brauches aus dem heidnischen sind es nicht minder. Es ist auch sehr wohl möglich, daß, wenn die Kirche dem Verlangen des Volkes nach einer anschaulichen Darstellung der Heilsgeschichte nachgab, von selbst Zeremonien entstanden, die mit denjenigen, wodurch das

Sterben und die Auferstehung eines heidnischen Gottes gefeiert wurden, Aehnlichkeiten zeigen.

Bei der geschilderten Zeremonie in Athen steht das ganze Volk mit unangezündeten Kerzen in den Händen da. Genau um Mitternacht flammt das heilige Feuer in der Kirche auf, an dem nun alle ihre Lichter entzünden, so daß plötzlich die ganze Versammlung in Licht gebadet ist. Dasselbe findet sich anderswo wieder. Bekanntlich ist es das Hauptereignis der Osterfeier in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem, daß ein vom Himmel gesandtes Feuer die Kerze des Patriarchen entzündet; unter fürchterlichem Gedränge suchen die Anwesenden einen Anteil an der heiligen Flamme zu erhalten. Die christliche Symbolik ist klar; es ist die Versinnbildlichung des Wortes vom Licht, das dem Volk, das in Finsternis saß, aufgegangen ist. Aber ebenso sicher ist es, daß Volkstümliches sich in reichem Maße in diesen Bräuchen findet; es kommt hier der Glaube an die reinigende und segenbringende Kraft des Feuers zum Vorschein, aber auch die Vorstellung, daß das Feuer, das durch den täglichen Gebrauch diese Kraft einbüßt, von Zeit zu Zeit erneuert werden muß. So wurde das heilige Feuer der Vesta in Rom jedes Jahr am alten Neujahrstage, dem 1. März, durch ein reines Feuer erneuert, das durch das Gegeneinanderreiben zweier Holzstücke gewonnen wurde. Auch das Feuer, womit die Osterkerzen angezündet werden, soll reines, neues Feuer sein; aber über diese Dinge und das Osterfeuer habe ich schon oben S. 35 f. gesprochen; ich will hier nur hinzufügen, daß das Verbrennen einer Judas genannten Puppe nicht nur in Deutschland und unter den Griechen, z. B. auf Zypern, sondern auch in vielen Teilen Südamerikas und in Mexiko üblich ist.

Nun ist nur noch der allgemeinste von allen Osterbräuchen übrig, der auch heute noch sehr lebendig ist, die Ostereier. Ueberall in Europa ist es üblich, Eier bunt zu färben und diese am Morgen des Ostertages zu essen. Bei den Griechen Kleinasiens werden gefärbte Eier in Bretzeln eingebacken. In den katholischen Kirchen werden am Ostersamstag Speisen und besonders Eier gesegnet. Mit den Eiern werden verschiedene Spiele getrieben; noch im 16. Jahrhundert wurde es verboten in und vor der Kirche rote Eier zu rollen. Am populärsten ist der Osterhase, der die Eier gelegt hat, die die Kinder in allen Winkeln und Ecken suchen müssen. Der Stammbaum dieses merkwürdigen

Tieres verliert sich ganz in Dunkel; ob er etwa mit einer merkwürdigen schwedischen Hasenart, dem Milchhasen, verwandt ist, der den Hexen hilft Milch von den Kühen anderer zu stehlen, weiß ich nicht. Die Sitte ist jedenfalls alt und nichtchristlichen Ursprunges. Was sie bedeutet, kann erst aus der Bedeutung des Eies im Volksglauben erschlossen werden. Schon in alter Zeit werden oft Eier mit in das Grab gegeben; viele Mythen kennen das Weltei, aus dem die Welt entstanden ist. Das Ei erscheint als ein lebloses, dem Steine ähnliches Ding, aber darin ist auf geheimnisvolle Weise das Leben eingeschlossen. Das Ei ist daher ein Träger des Lebens und der Fruchtbarkeit und kommt in einer großen Zahl von Fruchtbarkeits- und Hochzeitsbräuchen vor; das Genießen eines Eies macht fruchtbar. So versteht man leicht, daß das Ei in den Frühlingsgebräuchen einen Platz hat und daß es mit dem christlichen Fest verknüpft worden ist, das den Sieg des Lebens über den Tod feiert.

---

# Literaturverzeichnis.

Die Literaturangaben bezwecken nur aus der großen Zahl von Schriften einige größere, besonders wichtige Werke hervorzuheben.


## A. Allgemeine Religionswissenschaft.

J. Grimm, Deutsche Mythologie, I—III. 3. Aufl. 1878.
W. Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, 2. Aufl. 1904.
J. G. Frazer, The Golden Bough, 3. Aufl. I—VIII, 1911—14.

## B. Volkssitten und Volksbräuche.

A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglauben in der Gegenwart, 3. Aufl. 1900.
E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, 1894.
H. F. Feilberg, Dansk Bondeliv I, II, 3. Aufl. 1910.
Für Schweden sei auf die gehaltvollen Aufsätze in den „Meddelanden från Nordiska Museet“ und ihrer Fortsetzung, der Zeitschrift „Fataburen“ hingewiesen.
E. K. Chambers, The Mediaeval Stage ist für das Mittelalter ein auch für die Volkskunde einschlägiges Werk.

## C. Der jährliche Festzyklus.

O. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 2. Aufl. 1898.
W. Hone, Every-Day Book, I—III, 1838.
Troels Lund, Dagligt Liv i Norden, 7. Buch, Aarlige Feste, Folkeudgave 1903.


Von vorliegendem Buch wird Ende des Jahres eine auf mehr als das doppelte erweiterte schwedische Auflage unter demselben Titel erscheinen.

## D. Einzelne Feste.

### a) Erntefeste.

H. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste, 1878.

### b) Weihnachten.

A. Tille, Geschichte der deutschen Weihnacht, 1893.
—, Yule and Christmas, 1899.
G. Bilfinger, Das germanische Julfest, Programm, Stuttgart 1901.
A. Meyer, Das Weihnachtsfest. Seine Entstehung und Entwicklung. 3. Aufl. 1913.
C. A. Miles, Christmas in Ritual and Tradition, 1912.

Ich werde eine eingehende Begründung meiner Ansichten über die volkstümliche Vorgeschichte des Weihnachtsfestes in der Spätantike und im frühen Mittelalter in einem in dem Archiv für Religionswissenschaft erscheinenden Aufsatz geben.

### c) Karneval.

C. Clemen, Der Ursprung des Karnevals in Archiv für Religionswissenschaft XVII, 1914 S. 139 ff.; die letzte Besprechung des Problems, wo auch die einschlägige Literatur zitiert wird.

---



*(Fortsetzung siehe nächste Seite.)*

# Verzeichnis der erschienenen Volksbücher.

**Fortsetzung.**

wurden die Juden das Volk des Gesetzes? — 16. Schmidt: Die Geschichtschreibung im Alten Testament. 1911. — 17. *Bertholet: Daniel und die griechische Gefahr. — 18. Lehmann-Haupt: Der jüdische Kirchenstaat in persischer, griechischer und römischer Zeit. 1911.

III. Reihe. **Allgemeine Religionsgeschichte. Religionsvergleichung.** 1. Pfleiderer: Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie. — 2. Bertholet: Seelenwanderung. — 3. Söderblom: Die Religionen der Erde. — 4. Hackmann: Der Ursprung des Buddhismus. — 5. Ders.: Der südliche Buddhismus. — 7. Ders.: Der Buddhismus in China usw. — 6. Wendland: Die Schöpfung der Welt. — 8. *Becker: Christentum und Islam. — 9. Vollmer: Vom Lesen und Deuten heiliger Schriften. — 10. Gressmann: Die Ausgrabungen in Palästina u. d. A. T. — 11. Bürkner: Altar und Kanzel. Geschichte des Gotteshauses. — 12. Jacoby: Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum. 1910. — 13./14. Nilsson: Primitive Religion. 1911. — 15. Stübe: Confucius. 1912 (erschienen 1913). — 16. Stübe: Lao-tse. Seine Persönlichkeit und seine Lehre. 1912. — 17./18. Nilsson: Die volkstümlichen Feste des Jahres. 1914.

IV. Reihe. **Kirchengeschichte.** 1. *Jüngst: Pietisten. — 2. *Wernle: Paulus Gerhardt. — 3./4. *Krüger: Das Papsttum. Seine Idee und ihre Träger. — 5. *Weinel: Die urchristliche und die heutige Mission. — 6. Mehlhorn: Die Blütezeit der deutschen Mystik. — 7. Holl: Der Modernismus. — 8. Ohle: Der Hexenwahn. — 9. Baur: Johann Calvin. — 10. Anrich: Der moderne Ultramontanismus in seiner Entstehung und Entwicklung. — 11./12. Kattenbusch: Die Kirchen und Sekten des Christentums in der Gegenwart. — 13. Reichert: D. Martin Luthers Deutsche Bibel. 1910. — 14. Benser: Das moderne Gemeinschaftschristentum. 1910. — 15. Baumgarten: Die Abendmahlsnot. Ein Kapitel aus der deutschen Kirchengeschichte der Gegenwart. 1911. — 16. Köhler: Die Gnosis. 1911. — 17. Goetz: Das apostolische Glaubensbekenntnis. 1913. — 18. Peters: Franz von Assisi. [1911] 1912. — 19. Hoffmann: Die Aufklärung. 1912. — 20. Scheel: Die Kirche im Urchristentum. 1912. — 21. Herrmann: Die mit der Theologie verknüpfte Not der evangelischen Kirche und ihre Ueberwindung. 1913.

V. Reihe. **Weltanschauung und Religionsphilosophie.** 1. Niebergall: Welches ist die beste Religion? — 2. *Traub: Die Wunder im Neuen Testament. 11.—20. Taus. — 3. Petersen: Naturforschung und Glaube. 11.—15. Taus. — 4. *Meyer: Was uns Jesus heute ist. — 5. *O. Schmiedel: Richard Wagners religiöse Weltanschauung. — 6. *Bousset: Unser Gottesglaube. — 7./8. Rade: Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben. 1910. — 9. Lempp: Tolstoi. 1912. — 10./11. Fuchs: Der Monismus. 1912 (erschienen 1913). — 12. Fuchs, Ewiges Leben. 1913. — 13. Wendland: Die neue Diesseitsreligion. 1914. — 14. Sodeur, Kierkegaard und Nietzsche.

VI. Reihe. **Praktische Bibelerklärung** begründet von F. M. Schiele und herausgegeben von K. Aner. 1. K. Aner: Aus den Briefen des Paulus nach Korinth. Verdeutscht und ausgelegt. 1913. — 2. H. Böhlig, Aus dem Briefe des Paulus nach Rom. Verdeutscht und ausgelegt. 1914. — 3. F. Koehler, Die Pastoralbriefe. Verdeutscht und ausgelegt. 1914. — 4. O. Eißfeldt, Israels Geschichte. 1914. — 5. P. Torge, Aus Israels Propheten. Amos, Hosea, Jesaja, Jeremia, Deuterojesaja. 1914. — M. Brückner, Die Geschichte Jesu in Galiläa. In Vorbereitung.

* bedeutet: es existiert eine feine (gebundene) Ausgabe zum Preise von M. 1.50. Doppelnummern M. 2.—. (Bousset: Jesus M. 1.75.)

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.







